

Inhalt

Die Pole der Erinnerung	9
Verdunklung	23
Kindheitsmißbrauch	34
Ernährungslage	51
Schöner blauer Septembertag	58
Der Tod des großen Mannes	63
Geschichte der Dummheit und der praktischen Vernunft	72
Die Schule der Maikäfer	80
Meine Lehrzeit als Soldat	97
Die Hälfte des Lebens	105
Im Tor der Sächsischen Dichterschule	122
Die Spuren der anderen	134
Stara Sagora	144
Requiem für Lilja	154
Sommergäste	165
Zeichen der Hoffnung	184
Die Unerträglichkeit des Seins	200
Die überstandene Wende	211
Mein italienischer Winter	225
Das Limburger Elend	234
Mein westfälischer Frieden	250
Die Dresdner Kunstausbübung	261
Die Verirrung – ein Epilog	273
Erinnerung und Erfindung – ein Nachwort	279

Die Pole der Erinnerung

Manchmal habe ich das Gefühl, mein bestes literarisches Material, nämlich die Kindheit während des Kriegs und der Nachkriegszeit, bisher vernachlässigt zu haben. Es erinnert mich daran, wie schwer es ist, zu beschreiben, wie sich die Fleischermeisterin hinter der geschlossenen Jalousie an einem Sommermittag gut hörbar mit einem ihrer Gesellen vergnügte. Es hatte sich, wie so vieles, unter uns herumgesprochen, was die Fleischermeisterin in den Mittagsstunden hinter heruntergelassener Jalousie trieb. Also standen wir heimlich lauschend im Vorgarten unter dem Parterrefenster der Fleischermeisterin ...

Es gab ein Häuschen am Gaußgäßchen in Alt Trachau, in dem angeblich eine Hexe lebte. Überhaupt erschien uns der Rundling slawischen Ursprungs mit seinen damals noch intakten Bauernhöfen voller Geheimnisse. Hinter den meist gut verschlossenen Toren der Dreiseitenhöfe, durch deren Ritzen wir einen Blick riskierten, waren die Bauernfamilien unter sich ...

Beim Bauern Trobisch konnte man, wenn man Glück hatte, ein Glas Buttermilch trinken. Gleich hinter dem Dörfchen fuhr auf der Leipziger Straße die Linie 13 nach Radebeul. Das Dorf war von Mietskasernen der Jahrhundertwende umstellt. In einem dieser Häuser auf der Teichstraße lebte der Maler Rosenhauer, der eine winterliche Szene gemalt hat: eine alte Frau, ein Kuchenblech tragend, die die Straße überquert ... Von ihm wußten wir freilich nichts, und das erwähnte Bild sah ich Jahrzehnte später. Trotzdem gehört die kuchenblechtragende Frau zu den Polen der Erinnerung ...

Wenn ich mich, vorsichtig tastend, zurückerinnere, sehe ich das, was man eine Wohnung nennt, in einem Haus auf einer stillen Nebenstraße am Dresdner Wilden Mann – so genannt nach einem Ballhaus, dessen Name wiederum auf eine Sage zurückgeht, der zufolge hier am Fuße der alten, schon lange aufgelassenen Weinberge ein Einsiedler gelebt haben soll –, einem Stadtviertel mit viel Grün, mit Häusern im Villenstil, die Wohlstand vortäuschten, auch wenn kaum alles aus Gold war, was glänzte.

Der Geist, den das Haus Burgsdorffstraße 5 beherrschte, läßt sich am besten beschreiben, wenn man Herrn Hengst stellvertretend benennt. Denn er war einer der Veteranen, die – es klingt heute fast unglaublich – noch in den Krieg gegen Frankreich 1870/71 gezogen waren. Ich hatte ihn freilich nur selten gesehen, und er starb bald, hochbetagt; ich war wohl kaum drei Jahre alt, als mir seine um einiges jüngere Frau, eine Tabakarbeiterin, die in der »Yenidze« beschäftigt war, seine Orden und Medaillen zeigte.

Das Haus mit seinen Drei-Zimmer-Wohnungen war ein verschämter Jugendstilbau mit Fachwerk in der zweiten Etage, die wir bewohnten. Über der Haustür befand sich ein Schlußstein mit der Jahreszahl 1904. Im Treppenhaus gab es Buntglasfenster, die Phantasielandschaften darstellten. Gegenüber des schmalen, mit Majolikaplatten belegten Gehwegs befand sich ein Wäscheplan, darin eingegraben ein Wasserfaß. Daß mir überliefert wurde, ich sei ein Zwillingsskind, hat mich nie besonders beeindruckt. Angeblich – so meine Mutter – schwebte Peter, mein Zwillingssbruder, als Schutzengel über mir. Hat er mein Leben gerettet, als ich kopfüber ins Wasserfaß fiel?

Unter uns wohnten Zuschkes: Herr Zuschke war strammer SA-Mann, auf den mein Vater nicht gut zu sprechen war. Frau Zuschke besuchte ab und zu meine Mutter, um sich bei ihr über die seltsamen sexuellen Eigenheiten ihres Mannes zu beklagen. Ich hörte von irgendwoher zu, ohne natürlich auch nur im geringsten zu verstehen, worum es sich handelte. Die Umgebung des Hauses war von einer Sicherheit gekennzeichnet, die heute unvorstellbar geworden ist. Es gab nur wenige Autos; und es

war wahrscheinlicher, von einem Pferdefuhrwerk überrollt zu werden, als den Tod unter den Rädern eines holzgasgeneratorgetriebenen Fahrzeugs zu finden.

Auf der Großenhainer Straße, unweit von hier, rollten noch die grünen Marktbahnen, die vor jedem an der Strecke gelegenen Gemüseladen hielten, um ihre Waren abzuladen. Unser Gemüsehändler, Herr Wittig, war unheilbar dem Trunk ergeben, und es konnte geschehen, daß er schon morgens früh gegen neun volltrunken vor seinem Laden lag, wo ihn die Markthelfer aufsammelten und ins Haus trugen. Frau Wittig führte den Laden, so daß alles einigermaßen glimpflich ablief und unsere Gemüseversorgung gesichert schien.

Dort, wo sich das Gemüsegeschäft der Wittigs befand, gab es noch eine Reihe anderer Läden: Hoffmanns Zigarrengeschäft, Kellings Reinigung, ein Fischgeschäft. Und an der Ecke, gegenüber dem Wettinschlößchen, die Bäckerei Paulitzschke. Bäckermeister Paulitzschke wurde eines Tages verhaftet, angeblich weil er sich, wie es hieß, mit einer polnischen Fremdarbeiterin eingelassen hatte. Auch der Fleischermeister Opitz und der Apotheker Dr. Dreßler lebten dort ihr scheinbar bis in alle Ewigkeit gesichertes Leben. In dem Haus, das dem Fleischer gehörte, gab es auch eine Arzt- und eine Zahnarztpraxis. Man war also gut versorgt in unserem Viertel, von Handwerkern wie dem Schuhmacher Sieber, Klempner Spoerke und einer Fahrradreparaturwerkstatt ganz zu schweigen. Bäckereien waren gleich vier in unmittelbar erreichbarer Nähe: Bäcker Mickel, Bäcker Grosse, die vornehme Konditorei Hermann, die das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald im Firmenschild führte, und die Kronen-Bäckerei auf der Kronenstraße.

Noch heute erscheint mir das Viertel, in dem ich meine erste Kindheit verbrachte, nahezu paradiesisch. Mein Vater fuhr in gewendeten Anzügen mit der Straßenbahn ins Finanzamt Marschnerstraße, mein sieben Jahre älterer Bruder Georg mit dem Fahrrad in die Annenschule. Meine Mutter und ich stiegen an einem blaugrünen Frühjahrmorgen aufs Dach unseres Hauses und begrüßten die Silhouette der im goldenen Licht liegen-

den Stadt. Sie glich tatsächlich jener auf einem Bild von Canaletto, dessen Reproduktion im Korridor hing.

Das Viertel wurde beherrscht von einem Blockwart, dem sogenannten Goldfasan, der mit erhobenem Arm durch die Straßen ging und nicht nur meine Mutter während der Kriegsjahre schikanierte. Schuhmachermeister Sieber war Vorsitzender des Schützenvereins, der sich am Freitagabend im »Schützenhof« traf. Montags kam die Ziegenmartha aus Boxdorf mit ihrem Wägelchen, von Ziegen gezogen, um die Küchenabfälle einzusammeln. Sie war eines jener Originale, die es heute nicht mehr gibt. Zu ihnen gehörte auch Herr Heinsdorf, der mit seinem Fahrrad aus Alt Kaditz als Eierlieferant einmal wöchentlich pünktlich erschien.

Freundschaften werden hier aufblühen und vergehen; auch die Liebe wird hier eines Tages ihren Anfang nehmen. Noch aber kann davon nicht die Rede sein, denn es gilt, ein Kind zu retten, das kopfüber ins Wasserfaß gefallen ist. War es ein Wasserläufer, eine gelbbäuchige Wasserwanze oder eine im Wasser treibende tote Maus, die das Interesse des Dreijährigen beanspruchten? Man weiß es nicht; nur die Hilfeschreie Frau Metzgers, die, aus der Haustür tretend, die aus dem Faß ragenden Beinchen des Kindes erblickt, sind, den Erzählungen der Erwachsenen folgend, im Gedächtnis geblieben. Das leblose Kind wird aus dem Wasser gezogen und ins Waschhaus gebracht. Der schnell herbeigerufene Hausarzt unternimmt Wiederbelebungsversuche, die erfolgreich sind.

Der Sturz ins Wasserfaß ist meine früheste Kindheitserinnerung. Sie rangiert noch vor dem ersten Auftritt unseres Hundes Putzi, den mein Vater eines Tages aus seiner Aktentasche entließ. Ich glaube, mich noch an die ersten Sekunden nach dem Sturz erinnern zu können: Die vor meinen Augen quirlenden, schwarzgrün aufsteigenden Blasen, rudernde Ärmchen, schließlich das schnell schwindende Bewußtsein, jener Übergang von einem Zustand hellen Wachseins in die graue Zone der Ohnmacht. – Das erste, das ich, aus der Ohnmacht erwachend, erblickte, war das Gesicht Dr. Bergers. Man muß sich vergegen-

wärtigen, daß der Hausarzt damals in unserer Familie und im ganzen Viertel die gleiche Rolle spielte, die einmal vermutlich der Pfarrer eingenommen hatte. Er war nicht nur Geburtshelfer und Sterbebeistand, sondern kannte sich auch in den inneren Beziehungen der Familien sehr gut aus, und so war er auch eine Art Beichtvater. Dr. Berger, von meiner Mutter wegen seiner geringen Körpergröße nur Berger-Männelein genannt, fuhr nicht, wie die anderen Ärzte des Viertels, ein Auto, sondern er besorgte seine Hausbesuche zu Fuß, von seinem Regenschirm auch bei strahlendstem Sonnenschein begleitet. Ich habe ihn bis zu seinem Lebensende nie anders als in einem grauen Zweireiher aus Flanell gesehen. Seine Frau überragte ihn um mehr als Haupteslänge und war eine respektgebietende Erscheinung. Sie verwaltete die Praxis, legte Verbände an und assistierte ihrem Mann auch bei kleinen operativen Eingriffen. Bis in mein Erwachsenenalter kümmerte sich der Mann um mich, erteilte mir Ratschläge und versuchte, mich politisch zu beeinflussen.

Die Natursehnsucht meines Vaters – vielleicht ein Erbteil seiner oberschlesischen Herkunft aus den Revieren um Pleß – fand Ausdruck in Wanderungen im Moritzburger Teichgebiet und führte uns bis zur Röder bei Radeburg. Neben Moritzburg, zu dem mein Vater eine Wahlverwandtschaft unterhielt, da ihn die Teichlandschaft an die Gottschalkowitzer Teiche seiner Jugend erinnerte und er gute Beziehungen zu einem Fischteichpächter hatte, der ihn mit Karpfen und Teichmuscheln versorgte und zu dem er mich oft mitnahm, war das Schloß Weesenstein im Müglitztal einer der eindrucksvollsten Orte meiner Kindheit. Vermutlich war dieses Schloß, wohin meine Großmutter mich von Dohna aus oft zu Spaziergängen mitnahm, damals noch im Besitz der Sächsischen Krone. Daß König Johann der Gerechte hier seinen Dante-Studien und -Übersetzungen betrieben hatte, wußte ich natürlich nicht. Ich stand auf der Schloßbrücke und sah ins Wasser der Müglitz hinunter, wo sich Forellen flitzend bewegten.

Später schrieb ich, mich jener Wanderungen mit meinem Vater erinnernd, ein Gedicht, das in der Zeit vor der Zerstörung der Stadt angesiedelt war.

Heimweg

Meinem Vater

Mittagspause am Waldrand.

Aufgestört ist das Gewissen
Für kurze Momente
Wie die Häsin in ihrer Sasse.
Radeburg
Und umliegende Dörfer:
Geruhsam fädeln die Angler
Am Ufer der Röder
Den Wurm auf den Haken.

Schweigsam
Pflücken wir den Holunder.
Das Brot im Rucksack
Verströmt seinen Duft.

Heimwege gehn,
Schotterstrecken
Von Schwelle zu Schwelle,
Am Abend die Stadt
Vom Garten der Bergwirtschaft.

Verlöschender Glanz,
Ehe die Bomber
Die Wehrlose zähmen.

Mein Vater verstand sich gut mit Müllern, Landwirten, Teichpächtern und Förstern. Das brachte uns, auch in späteren Hungerjahren, ein Zubrot an Teichmuscheln, Karpfen, Mehl und Brot ... Umsonst war in jenen Jahren nichts, und mein Vater bereitete vor, was uns in den Nachkriegsjahren am Leben erhalten sollte: den Tauschhandel.

Er schreckte auch nicht vor Bibern, Dachsen und Waschbären – die an dem Ufer der Priesnitz in der Nähe der Heidemühle angesiedelt worden waren – zurück, die er von einem Förster erhandelte und die an manchem Sonntag als Braten unseren Tisch bereicherten.

Mein Vater, der gebürtige Oberschlesier, mißtraute den Sachsen. Er sah, wie seine Kollegen, jetzt in der NSDAP, die Karriereleiter emporstiegen. Im Finanzamt nannte man ihn, hinter seinem Rücken, den »Polacken«. In dieser Hinsicht war die spätere Einberufung zur Wehrmacht eine Erlösung.

Alle Verwandten meines Vaters lebten in Oberschlesien oder Schlesien. Mein Vater, der zwei Staatsbürgerschaften gehabt hatte, die deutsche und bis 1938 die polnische, reiste jedes Jahr einmal in seine Heimat, nach Pleß, unweit von Krakau. Dort lebten seine Schwestern, während sein Bruder Josef Straßenbauingenieur im Glatzer Bergland war. Mein Bruder verbrachte seine Sommerferien auf einem Dominium des Fürsten Pleß, das ein anderer Bruder meines Vaters bewirtschaftete. Andere Verwandte lebten in Ohlau und Gleiwitz.

Ein Verwandter meines Vaters besaß ein kleines Sägewerk in der Nähe von Pleß. Er belieferte das KZ Auschwitz mit Bauholz. 1943 wird er meinem Vater berichten, die Zustände dort seien katastrophal, und eines Tages werde das Furchtbare, das er dort gesehen, auf uns zurückfallen. – Die Verwandten meines Vaters verbrachten den Rest ihres Lebens als Flüchtlinge in Osnabrück, Plattling, Bottrop und in verschiedenen österreichischen Orten.

In meiner Kindheit lebte ich zwischen dem sächsischen Pol, den meine Mutter vertrat, und dem ober-schlesischen meines Vaters. Die Erinnerungen meiner Mutter an die Heimat meines Vaters waren schwach. Meine Eltern hatten 1928 ihre Hochzeitsreise dorthin gemacht, und meine Mutter erzählte mir allerdings mehrfach von dem ungeheuren Gewitter, das über sie hereingebrochen war, als sie eine Kutschpartie mit einem Jugendfreund meines Vaters, dem Sekretär des Fürsten, Schari, absolvieren wollten.

Mein Bruder hatte ein anderes Verhältnis zur Heimat des Vaters. Ihm schien Oberschlesien das gelobte Land, in dem buchstäblich Milch und Honig flossen. Aber selbst er konnte die ungeheure Armut der polnischen Landarbeiter auf dem Dominium nicht übersehen, die in elenden Katen hausten.

Mein Vater hatte eine Schwäche für gescheiterte Existenzen. Eine von ihnen war Herr Heinsdorf. Unterhalb des Spitzhauses in Alt Kaditz, am Rande einer Sandgrube, bewirtschaftete Herr Heinsdorf eine Hühnerfarm. Das »Anwesen« lag außerhalb des Ortes – ein ehemaliges Fischerdorf –, dessen Bauern durch Gemüseanbau wohlhabend geworden waren. Solche Anwesen von »Aussteigern« gab es im Weichbild der Stadt nicht wenige. (Ich frage mich heute, wie sie in einem Überwachungsstaat überleben konnten, der Asoziale verfolgte und ins KZ brachte.)

Ich erinnere mich noch sehr gut an einen Besuch bei Herrn Heinsdorf. Mein Vater hatte mich auf dem Fahrrad mitgenommen. Schon als Kind hatte ich mich in das Dorf verliebt, nicht zuletzt wegen des Apfelsaftes, der im Dorfgasthof gegenüber der Schmiede ausgeschenkt wurde.

Als wir eintrafen, kochte sich Herr Heinsdorf, der ein großer Esser war, auf einem Spirituskocher gerade eine Reissuppe. Ich konnte sehen, wie der knochige, große alte Mann, dessen Augen aus tiefen Höhlen wie zwei kleine, gut polierte Knöpfe hervorblitzten, den Inhalt des gewaltigen Topfes in kurzer Zeit leerte. Ich hörte, obwohl es nicht für mich bestimmt war, wie Herr Heinsdorf, während er den Topf leerlöffelte, meinem Vater von den gewaltigen Stuhlgängen erzählte, die er, seinen Eßgewohnheiten entsprechend, verrichtete. Er lebte in seiner von ihm selbst gezimmerten Bretterhütte, die ihm Wohnzimmer, Küche und Werkstatt war und keinen Stromanschluß hatte. Beeindruckend für mich war auch die auf hohen Stelzen stehende Wasserversorgungsanlage des Herrn Heinsdorf, die von einem Windrad betrieben wurde, eine damals noch in vielen Gärtnereien anzutreffende technische Neuerung der Jahrhundertwende.

Ich sehe das und anderes heute mit dem Blick eines Menschen, dessen Kindheit in eine Zeit fiel, die noch viele Relikte

des ersten industriellen Zeitalters barg. Noch fuhren batteriegetriebene Postautos, deren Hinterachse von einer riesigen, freiliegenden Kette angetrieben wurde. Dampfwalzen befestigten fauchend und polternd Wege und Straßen. So mochte auch das Fahrrad des Herrn Heinsdorf, mit dem er uns während des Krieges und in Abwesenheit meines Vaters besuchte, wohl ein Vehikel aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg gewesen sein, klapprig und mit vielfach geflickten Reifen ...

Außer mit Eiern belieferte uns Herr Heinsdorf mit einer markenfreien Kalbsleberwurst. Meine Mutter beargwöhnte das Geschenk; es war ihr nicht geheuer. Sie wußte ja von meinem Vater, daß Herr Heinsdorf allerlei Getier erlegte, das sich auf sein Anwesen verirrt hatte: Katzen, Fasane, aber auch Hunde und Füchse. Es schien ihr unzweifelhaft, daß das Produkt aus Herrn Heinsdorfs Küche nicht einwandfrei war.

Einige Jahre nach dem Krieg ging ein Gerücht durch unser Viertel: Im Landgericht am Nürnberger Platz habe man einen Mann aus Alt Kaditz mit dem Fallbeil vom Leben zum Tode befördert, der während des Krieges mehrere junge Männer auf sein Grundstück gelockt und ihnen Nachtquartier gewährt habe.

Die Turbulenzen, in denen ich aufwuchs, waren nicht unerheblich. Meine Mutter duldet die eigenen Wege, die mein Vater ging. Doch hinter der Fassade der bescheidenen Dreizimmerwohnung im Dachgeschoß schwelten die Konflikte. Viel, wenn nicht alles, drehte sich ums Geld. Mein Vater, nach außen hin ein Kavalier, hatte als Beamter keinen Ehrgeiz. Er verachtete die Streber. Eindruck machten ihm die noblen Kammersänger, die er als Steuerprüfer aufsuchen mußte. Frei wird er sich später fühlen, als er eingezogen wird und den Krieg als Zahlmeister in Böhmen übersteht. In einer ehemaligen Forsthochschule in Reichsstadt residierte er, hatte – wie ich später erfuhr – Affären und führte vorübergehend ein Leben, das ihm gefiel.

Meine Mutter, die ich noch händeringend vor dem Küchenschrank sehe, kam, obwohl sie alle Künste des Einteilens praktizierte, mit dem Haushaltsgeld, das ihr mein Vater zur Verfügung stellte, nie aus. Erst im Krieg ging es uns plötzlich gut,

dank der doppelten Einkünfte meines Vaters. Das Grollen im Familienkreis verstummte.

Unsere Familie war dennoch alles andere als die im Dritten Reich erwünschte. Mein Vater war zwar Beamter, aber niemals Mitglied der NSDAP oder, wie es offiziell hieß, »einer ihrer Gliederungen«. Nur mein Bruder, der Gymnasiast, hielt treu zur Fahne der HJ und duldete bis zum bitteren Ende keinen Widerspruch. Ich beneidete ihn, wollte auch mitmarschieren, war aber noch zu klein. Vom Fenster aus sah ich das Fähnlein uniformiert vorbeimarschieren und war stolz auf meinen Bruder. –

Jener Tag, an dem der Krieg vom Zaune gebrochen wurde, ist mir noch in guter Erinnerung. Ich spielte auf einem Teppich, dessen Muster ich noch vor Augen habe, vor unserem Volksempfänger, im Volksmund Goebbels-Schnauze genannt, als eine bellende Stimme verkündete: »Seit fünf Uhr fünfundvierzig wird zurückgeschossen!« Meine Mutter machte ein besorgtes Gesicht, während mein Vater, vom Sofa aufgestanden, sagte: »Das ist der zweite Weltkrieg. Aber wir werden ihn auch diesmal nicht gewinnen.«

Unser Leben veränderte sich schnell. Die Leute trugen versteinerte Gesichter, grüßten sich, aber sprachen kaum miteinander. Es herrschte so etwas wie lähmendes Entsetzen, obwohl der Kriegsausbruch eigentlich keine Überraschung war. Die Stadt war umgeben von Kasernen. Einige hundert Meter den Wilder-Mann-Berg empor standen vor einer hohen Bruchsteinmauer, die von KZ-Häftlingen errichtet worden war, SS-Posten. In einer Sandgrube, unweit der Kaserne, wurde ein Barackenlager gebaut, das etwas später russische Fremdarbeiterinnen aufnahm. Nur am »Tag der Wehrmacht« konnte man das Gelände betreten, um dort ein Eintopfgericht aus der Gulaschkanone zu sich zu nehmen. Dann gaben sich die SS-Männer freundlich. Doch jeder, der es wissen wollte, wußte, daß mit ihnen nicht gut Kirschen essen war. Meine Mutter hatte mir mit der Bemerkung, die SS-Mannschaften würden aus Verbrechern rekrutiert, jeden Umgang mit ihnen verboten. Obwohl das

Manövergelände der SS sich auf dem Heller, einer Dünenlandschaft am Stadtrand, befand, zeigten die Kompanien ihre Präsenz auch in den Straßen unseres Viertels. Mit geschultertem Gewehr und unter Führung eines berittenen Offiziers mit dem obligatorischen Zeiß-Glas auf der Brust, marschierten sie den Wilder-Mann-Berg hinab, »Hei di, hei do haha« singend, durch unsere Straßen.

Während deutsche Stukas Rotterdam zerstörten und London angriffen, herrschte in Dresden noch tiefster Friede. Noch konnte man auf der Webergasse schlemmen, wenn auch mit gewissen Einschränkungen und unter Zuhilfenahme von Brotmarken. Im Café Hülfert aß ich Mohrenköpfe. In den Geschäften der Webergasse, auch »Freißgasse« genannt, tauchten verschiedentlich Waren auf, die es bisher nicht gegeben hatte, sogenannte »Beuteware« ...

Mein Vater, der, frühpensioniert, inzwischen bei Kießling & Schiefner, einer Materialwarenhandlung, als Buchhalter arbeitete, unterhielt allerhand gute Beziehungen zu benachbarten Geschäftsleuten, so daß es uns in den ersten Kriegsjahren an nichts mangelte. Obwohl er aus dem Ersten Weltkrieg schwer an Malaria erkrankt zurückgekehrt war, rechnete mein Vater mit seiner baldigen Einberufung, und sei es im »Heimatsdienst«. Er stand nun im achtundvierzigsten Lebensjahr, eigentlich ein hohes Alter für einen Soldaten. Er, der es im Ersten Weltkrieg, zuletzt als Freiwilliger Oberschlesier bei den Baltikumtruppen, bis zum Oberfeldwebel und Offiziersstellvertreter gebracht hatte, wurde in einem Sonderkursus zum Zahlmeister ausgebildet. Keine Frage: Mein Vater war glücklich, wieder eine Uniform tragen zu dürfen, auch wenn er, der Kriegslage entsprechend, statt der späteren Schaftstiefel erst einmal mit Wickelgamaschen vorlieb nehmen mußte. Das grüngoldene Baltenkreuz, ein seltener Orden, den er stolz zur Schau stellte, zierte neben dem EK 1 seinen Waffenrock.

Er wurde als Zahlmeister ins Protektorat Böhmen und Mähren versetzt. Es war das Jahr 1943. Man sprach von Stalingrad. In das Lazarett von Böhmisches Leipa wurden Verwundete ein-

geliefert, die zu den hoffnungslosesten Fällen zählten. Dort wohnte er privat bei dem ehemaligen Stadtbaumeister Ulmír, einem Tschechen mit jüdischer Ehefrau. Alljährlich im Sommer reisten wir »auf den Balkan«. Tatsächlich war Böhmen für das Kind eine andere Welt, die schon in Tetschen-Bodenbach begann, wo wir in eine Kleinbahn umstiegen, die uns entlang dem Polzen nach Böhmisches Leipa oder Reichstadt brachte. Es gab nicht nur anderes Essen – Knödel, Palatschinken und Kümmelsuppe –, auch die goldbarocke Prachtentfaltung der Kirchen und Klöster war mir neu, ganz abgesehen davon, daß vor den Häusern der gelbe Kukuruz zum Trocknen aufgehängt war, Girlanden, die uns entlang der Strecke begleiteten.

Obwohl sich die Gegend jetzt Sudetenland nannte, war die Prägung durch die vergangene k. u. k.-Monarchie in den Dörfern und Städten noch immer unübersehbar. Auch mit der Marktwirtschaft, die im »Reich« eingeführt worden war, nahm es hier niemand so genau. Umso erstaunlicher war es für das Kind, früh vor dem Milchgeschäft eine lange Schlange zu sehen, während die Mutter ungehindert den Laden betrat, um ihre Einkäufe zu erledigen. Wie ich bald erfuhr, handelte es sich um Tschechen, die nur das bekamen, was die Reichsdeutschen übriggelassen hatten. Das erinnerte mich an die Menschen mit dem gelben Stern, denen wir auf dem Weg zum Güntzbad auf der Brühlschen Terrasse hin und wieder begegnet waren. Auch von ihnen erzählte mir die Mutter, daß sie nur kurz vor Ladenschluß einkaufen dürften, und oft bekämen sie nur das, was übrig war, und das war oft nichts ...

In Dresden war mir die Geschichte der Stadt nie bewußt geworden, obwohl ich, kaum achtjährig, schon im Alleingang Museen und Ausstellungen besuchte. Tiermuseum, Stadtmuseum und eine Zinnsoldatensammlung, die im Brühlschen Palais untergebracht war, waren mir vertraut. In Reichstadt gab es ein verfallendes Kloster, das noch von zwei Brüdern – ich glaube, es waren Kapuziner – bewohnt wurde. Im Garten befand sich eine Wasserleitung aus Holzrohren, die mein Interesse beanspruchte. Da ich noch keine Zeitvorstellung besaß, kam es mir vor, als

müßten diese Rohre aus vorchristlicher Zeit stammen. Davon, daß solche Rohre hier noch bis in die Neuzeit hergestellt wurden, wußte ich nichts, wurde aber von einem der beiden Brüder darüber aufgeklärt.

Im Hirschberger See wollte mir meine Mutter das Schwimmen beibringen. Es gelang aber nicht. Schwimmen habe ich nie gelernt, am allerwenigsten im Dresdner Carolabad, wo Kriegsversehrte als Bademeister fungierten und das Wasser eiskalt war. Von Böhmisches Leipa und Reichstadt aus machten wir Ausflüge ins Böhmisches Mittelgebirge, nach Most und Brüx und einmal sogar einen Tagesausflug nach Prag. Die Karlsbrücke beeindruckte mich sehr, und ich nahm mir vor, die Stadt als Erwachsener wieder zu besuchen. Prag schien mir ein anderes Dresden zu sein, was wohl mit der architektonischen Fülle zusammenhing, die ich von Dresden kannte. Ich erinnere mich an ein Lokal in der Nähe des Wenzelsplatzes, in dem wir zu Mittag aßen, und an die Bemerkung des Vaters, das Essen sei »friedensmäßig« gewesen – ein Ausdruck, den ich noch oft zu hören bekam, vor allem dann, wenn etwas nicht friedensmäßig war ...

Ich weiß nicht, wie es meinem Vater gelang, Ulmiřs mit Essen zu versorgen und Frau Ulmiř vor der Deportation nach Theresienstadt zu bewahren. Vater, das merkte ich bald, verstand sich gut mit den Tschechen. Er sprach polnisch, das sie gut verstanden, gilt doch das Tschechische bei den Polen noch heute als eine Art Ableger des Polnischen, was freilich hochmütiger Unsinn ist ...

Eines Tages plante man, den Höllengrund zu besuchen. Schon das Wort stieß bei mir auf Ablehnung. Ich hatte nicht die geringste Lust, dort zu wandern, denn meine Phantasie begann zu arbeiten: Ich stellte mir alle Schrecken vor, die mich erwarteten. Ich ging in die Küche zu Frau Ulmiř und fragte, ob es im Höllengrund Schlangen gäbe. Bestenfalls Ringelnattern und Blindschleichen, wurde mir erklärt. Ich fragte nach Kreuzottern. Nein, die gäbe es nur auf den trockenen Heiden ringsum. Das reichte. Obwohl ich mich weiterhin weigerte, wurde ich, wie es damals im Umgang mit Kindern üblich war, in den Bus und zum

Höllengrund gezerzt. Ein düsterer, feuchter Grund empfing uns. Schmale, baufällige Brücken führten auf mäandrierendem Weg über einen reißenden Bach. Auf dem feuchten Pfad dicke, braune Schnecken, die in meiner Phantasie zu Schlangen mutierten. Ich begann zu schreien, ich wollte hier raus! Meinem Vater riß der Geduldsfaden. Er war ein herzenguter Mensch, der jedoch gelegentlich zu Jähzorn neigte. Kurz und gut: Ich bekam eine Tracht Prügel. Das wiederum konnte ich angesichts des Höllengrundes nur als eine empörende Ungerechtigkeit begreifen. Ich machte kehrt und entfernte mich. Etwas Geld hatte ich bei mir, um die Rückfahrt im Bus nach Böhmisches Leipa bezahlen zu können. Doch ich nahm mir plötzlich vor, den Weg zurück auf der Landstraße zu Fuß zu machen. Lange Wege war ich gewöhnt, lief ich doch gelegentlich zu meiner Großmutter vom Bahnhof Heidenau bis nach Dohna – ein unvorstellbar langer Weg, aber nie langweilig; gab es doch damals noch eine Schmiede, wo Ochsen und Pferde beschlagen wurden. Mir wurde die Zeit nie lang, wenn ich zusehen konnte, wie die Eisen aus dem Feuer genommen und, nach verbranntem Horn riechend, zischend angepaßt wurden. In diesem Fall aber hatte ich freilich die Länge des Wegs unterschätzt. Schon auf halber Strecke überholte mich der Omnibus, in dem meine Eltern saßen. Mein Vater hatte jedoch offenbar meinen Eigensinn akzeptiert. Es dunkelte schon, als ich in Böhmisches Leipa eintraf. Man setzte sich an den Abendbrottisch und verlor kein Wort mehr über meine Eskapade. –

Die Pole der Erinnerung? Die Kriegsjahre erscheinen mir rückblickend oft ohne Gestalt, und doch haben sie meine Familie so tief geprägt. Zwischen den Polen Geburt und Tod spannt sich das Dach, unter dem wir leben und von dem wir glauben, es sei für uns gemacht, während doch die Wirklichkeit, die wir durchleben, die Episoden unseres Daseins verschluckt.

Verdunklung

Weiße und flache, würfelförmige Häuser, im Volksmund Neu-Jerusalem genannt, begrenzten in Richtung Schützenhof die Kindheitslandschaft. Das Viertel schien vor dem Mißbrauch durch die Machthaber des Dritten Reiches geschützt, wie es auch dem stalinistischen Regime nach der Niederlage zu widerstehen schien. Doch das war selbstverständlich nur eine Täuschung in den Augen derer, die einfach nichts von der Politisierung aller Verhältnisse wissen wollten. Für die Kinder, die in diesem Viertel aufwuchsen, gab es, abgesehen von den Hakenkreuzfahnen, die anlässlich bestimmter Feiertage wehten, ohnehin nur wenige Zeichen, die auf eine Gewaltherrschaft hinwiesen. Wir waren noch »zu klein«, um mit unseren älteren Brüdern in den Reihen der Hitlerjugend mitzumarschieren. Aber wir standen am Straßenrand, wenn die Fähnleinzüge mit Trommeln und Trompeten aufmarschierten, den Wimpel mit der Wolfsangel dem Zug voraus ...

Dabei war uns die Uniform mit dem Braunhemd und dem Fahrtenmesser begehrenswert. Doch wir hatten noch Zeit, uns in den Gärten und Straßen des Viertels herumzutreiben. In den neugotischen Gewölben der 56. Volksschule herrschte die übliche Stille, die nur vom strengen Läuten der elektrischen Glocke unterbrochen wurde. Unsere Lehrer waren alt und daher, wie es im Sprachgebrauch der Zeit hieß, »unabkömmlich«. Lehrerinnen waren selten, und ich erinnere mich nur noch an ein ältliches und etwas verwachsenes Fräulein Rosental. Ob die Lehrer Nazis waren oder nicht, interessierte uns nicht. Vom Geist der

Zeit spürten wir nur etwas, wenn wir am Montag zum Appell antreten mußten und die Hakenkreuzfahne gehißt wurde.

Von der allumfassenden Durchdringung des Lebens mit Nazismen waren wir Kinder noch einigermaßen unberührt. Das hing vielleicht damit zusammen, daß unsere Lehrer auch durch Sozialdemokratie und »Systemzeit«, die Weimarer Republik, geprägt waren. Davon wußten wir damals natürlich nichts. Nur in den Gesprächen unserer Eltern tauchten hin und wieder Begriffe auf, die damit zusammenhingen. Wir ahnten, daß es eine andere Zeit gegeben haben mußte, eine Zeit vor der Machtergreifung des »Führers«, dessen Bild uns begleitete, denn es war überall gegenwärtig. Und auch, daß der Gruß »Heil Hitler!«, absolviert mit aufgerecktem rechten Arm, eine Absurdität war, fiel uns natürlich nicht ein. Wir kannten nichts anderes und betraten auch das Milchgeschäft Frau Dickows mit diesem Gruß, obwohl die Milchfrau daraufhin nur unverständlich brummend zurückgrüßte.

Mich meiner Kindheit erinnernd, muß ich von dem Halbdunkel sprechen, das mich umgab. In den Jahren des Krieges, in die ich hineingeboren wurde, war das »Dunkel« tägliche Wirklichkeit. Es ist keine Metapher für jene Zeit. »Verdunklung« war ein jedermann geläufiges Wort. Unser Tapezierermeister, Herr Ludwig, verdiente gut. Denn er belieferte alle Haushalte unseres Viertels mit Schnapprollos und konnte die Nachfrage kaum befriedigen. Das »Reichsluftschutzgesetz« war streng und verpflichtete alle, vor Einbruch der Dunkelheit für die totale Abdichtung aller Fenster zu sorgen. Blockwart und Luftschutzwart überwachten die Einhaltung der Verdunklungsmaßnahmen. Wer es versäumte, das Licht hinter den Fenstern nicht nach außen dringen zu lassen, wurde zum Volksschädling erklärt und von der Grünen Minna abgeholt. Man sah diese Fahrzeuge nicht selten, auch in unserem Viertel. Sie waren das Synonym der Gefahr, ins Gefängnis zu wandern und von dort aus vermutlich ins KZ.

So wuchs ich auf, immer beherrscht von einem ungewissen Schrecken. Hinter vorgehaltener Hand flüsterten sich die Erwachsenen verbotene Nachrichten zu. Da war von Bomben-

angriffen die Rede, welche Köln, Hamburg oder Berlin zerstört hatten. Oder von den Gefallenen. Oder von jemandem in der Nachbarschaft, der tatsächlich von der Grünen Minna abgeholt worden war.

Für mich hatte dieses Geflüster etwas Obszönes. Ich fühlte mich von ihm bedroht. Da ich nicht viel davon verstand, wähnte ich, von etwas ausgeschlossen zu sein, das auch mich anginge. Außerdem schien ich zu ahnen, daß das Furchtbare, das uns bedrohte, näherrückte. Das Furchtbare aber wäre ein verlorener Krieg, der Entsetzliches bringen würde. Und so viel verstand ich immerhin: Das Leid, das wir den anderen zugefügt hatten, könnte auch uns in der Stadt an der Elbe erreichen, die noch immer unberührt war.

War es der Schnee, der unser Dasein erhellte? Die Winter waren streng und geheimnisvoll. Ein lang anhaltendes Weihnachtsfest – bis in den Februar hinein. Die Kinder der Innenstadt, die an dieser weißen Pracht nicht teilhaben konnten, weil der Schnee dort nicht liegenblieb, bedauerte ich. Es schien, als wollten die Menschen sich Mut machen, indem sie die Kerzen an ihren Weihnachtsbäumen wieder und wieder anzündeten hinter den heruntergelassenen Rollos.

Verdunklung auch auf den Straßen. Die wenigen Gaslaterne glommen hinter dunkelblau gefärbten Scheiben. Auch die Fenster der Straßenbahnen trugen diese Farbe. Man fuhr, wenn man abends in die Stadt wollte, durch ein von nichts aufgehelltes Dunkel.

So auch an jenem Abend, als meine Mutter und ich am Neustädter Bahnhof ein Paket abholten. Mein Vater schickte es aus Böhmen. Dort gab es trotz Rationierung noch immer freie Lebensmittel. An einer Wand war zu lesen: »Räder müssen rollen für den Sieg« (das Volk hatte sich seinen Reim darauf gemacht: »Köpfe müssen rollen nach dem Krieg«). Und die Räder rollten tatsächlich über unseren Köpfen, hier in der Bahnunterführung, und auch hier: Dunkelheit um uns. Am Hoppe-Keller, dem Bahnhofs-Restaurant, wurde gerade eine Partie Karpfen ausgeladen. Dicke, glitschige Kröten sprangen über das Kopfstein-

pflaster und wurden von den Stahlkränzen der vorüberfahrenden Straßenbahnräder zerdrückt und zerschnitten.

Tatsächlich trugen wir das Paket mit Lebensmitteln, das mein Vater aus dem glücklich-unglücklichen Böhmen geschickt hatte, zur Straßenbahn und schließlich nach Hause. Deutschland hungerte zu dieser Zeit noch nicht. Zwar herrschte kriegsbedingter Mangel allerorten, aber noch gab es Nachschub aus den besetzten Gebieten von der Ukraine bis nach Frankreich. Unter den spärlich leuchtenden Gaslaternen kehrten wir zurück in die Wohnung, die unsere alles andere als wohlhabend zu bezeichnende Verfassung kaschierte.

Es mag hingehen, daß das Leben der Kleinbürger von Lügen gedeckt erscheint. Viel blieb ja nicht, wenn am Monatsende das Geld aufgeteilt worden war, das zur Verfügung stand. Aber die Lüge, die besagte, daß wir im Wohlstand lebten und zur Mittelklasse zählten, die am Wilden Mann dominierte, zerfiel in ihre Segmente: Schulgeld für den Bruder, Miete, die Summe der übrigen feststehenden Ausgaben – am Ende ergab sich keine positive Bilanz. Das hinderte jedoch meine Mutter nicht, an dem Glauben festzuhalten, wir gehörten zu den Bessergestellten. Auch mein Vater glaubte lange Jahre an seinen Volkswagen, obwohl er es nicht einmal zu dem ersehnten Leichtmotorrad brachte.

Ich, das Kind, verinnerlichte die Wertvorstellungen meiner Eltern. Häme war bei uns unbekannt, wir bedauerten tatsächlich die noch Ärmeren, beispielsweise die Kinder der Hausmeisterehepaare unseres Viertels, die in Kellerwohnungen hausten, die man vornehm mit »Souterrain« umschrieb.

Einer meiner Spielkameraden kam aus diesem Milieu. Die Czabantias – eine polnisch-oberschlesische Familie – besaßen jedoch etwas, das wir nicht besaßen, und das mich faszinierte: ein Grammophon. Allerdings kann ich mich nicht erinnern, das Gerät jemals voll betriebsfähig erlebt zu haben. Nur ein einziges Mal entlockte es einer Schellackplatte Töne, die wie das Geräusch aus dem Kopfhörer des Detektors klangen, den mein Bruder hin und wieder ausprobierte. –

Krankheiten aller Art beherrschten insgeheim die Familie. Heimlicher Alkoholismus, Depressionen, vermutlich auch jene Art von Schizophrenie, die nicht klinisch ist, sondern jene Gespaltenheit charakterisiert, die sich zwischen Sein und Schein bewegt, wurden jedoch beschwiegen. Ja, es ist anzunehmen, daß niemand davon je etwas gewußt hat. Daß aber irgend etwas nicht stimmte, verrät ein Blick auf die psychogenen Biografien der Familie. Suizide hat es freilich nicht gegeben. Erst mein Bruder, der sich 1990 umbringen wird, schreibt dieses Phänomen in die Familienchronik ein.

Waren meine Spielkameraden dem Diesseits zugewandt, so wandte ich mich, noch unbewußt, den Nachtseiten zu, die uns beherrschten. Blickte ich vom Fenster des Kinderzimmers aus hinüber zu den Weinbergen der Löbnitz, teilte sich mir schon damals so etwas wie die Vergeblichkeit allen Tuns mit. Ich werde mein Leben lang daran denken müssen, daß die Verzweiflungstaten meiner Mutter, die sie vor uns zu verbergen versuchte, mich zutiefst geprägt haben.

Ach, der Wilde Mann, dieses Viertel der kleinen Leute und des gehobenen Mittelstands – Ärzte, Rechtsanwälte, kleine Unternehmer – setzte die Pflanze der Melancholie in mich ein: Der unausgesprochene Neid auf den Wohlstand der anderen, den wir nie erreichten, machte das, was in uns angelegt war, schon früh kaputt. Unentwegt folge ich den Spuren derer, die schon gestorben sind. Noch viel später werde ich ein ständiger Besucher von Friedhöfen, nicht nur aus historischem Interesse, wie ich mir vormache, sondern vor allem, weil die Ausfahrten meiner Mutter, zu denen sie mich mitnahm, auf die Friedhöfe von Kleinzschochwitz, Dohna oder Pirna führten. Dort waren ihre Vorfahren begraben, jene, die einst in Wohlstand gelebt hatten, aber durch unbegreifliche »Schicksalsschläge« und Bankrotte herabsanken.

Es stimmt schon: Meine Großmutter Rosalinde Heber, wohnhaft in Dohna (Sachsen), Martin-Luther-Straße 11, war einmal eine wohlhabende Dame gewesen. Noch viele Jahre nach ihrem Tod erfuhr ich das, als ich mit einem Vermessungstrupp in den

fünfziger Jahren das Städtchen aufsuchen mußte. Die Gemeindeangestellten, die uns bei Vermessungsarbeiten behilflich waren, erzählten von der Firma Heber, die einstmals das Städtchen wirtschaftlich beherrschte, abgesehen von der Kesselfabrik Höntzsch aus Niederseitzlitz, der das Gut Gamig gehörte, das am Rande des Städtchens lag.

Jetzt aber lebt die einst wohlhabende Großmutter von einer kleinen Rente in einer Dreizimmerwohnung. Von dem ehemaligen Wohlstand zeugen nur noch ein paar schöne alte Möbel und ihre Beziehungen zu einigen namhaften Familien des Ortes. In den Sommerferien darf ich sie besuchen. Ich fahre mit meinem Köfferchen mit der Straßenbahn bis zur Endhaltestelle Kleinzschachwitz und gehe zu Fuß bis zum Bahnhof Heidenau. Von dort aus geht es mit der Müglitztalbahn, die nach Geising / Altenberg im Osterzgebirge führt, zwei oder drei Stationen bis nach Dohna. Dort holt mich meine Großmutter ab. Wir laufen eine lange, heiße und staubige Allee entlang bis zur Martin-Luther-Straße, wo sie eine Parterrewohnung in einem kleinen Mietshaus innehat. Sonntags wandere ich mit ihr nach Weesenstein.

Dohna teilt sich in eine Ober- und eine Unterstadt. Dort, wo eine Brücke über die Müglitz führt, direkt in die Oberstadt hinein, hat sich am Deutschen Haus ein LKW-Zug der Organisation Todt postiert, aus dem heraus Soldaten Suppe verteilen. Es wäre mir nicht eingefallen, mich ebenfalls nach einer Schüssel Erbsensuppe anzustellen. Das, so schien mir, war den Ärmere vorbehalten. Oder waren es Flüchtlinge, deren Planwagen auch schon durchs Müglitztal gezogen waren? Und was hätte meine Großmutter gesagt, wenn ich nach Hause gekommen wäre mit dem Satz »Ich habe schon gegessen«?

Aber ich habe bis zum Mittagessen noch Zeit, streife am Ufer der Müglitz entlang, finde einen weggeworfenen Trommelrevolver im Wasser, setze ihn, zum Spaß, an die Schläfe und drücke ab. Es klickt. Beim nächsten Versuch aber halte ich den Lauf in Richtung des Wassers. Ich drücke wiederum ab, ein Schuß geht los ... Ich werfe die Waffe entsetzt in die Müglitz. Ein Volkssturmmann stürzt durch das Gebüsch auf mich los.

Hast du hier geschossen? – Nein. Ich glaube wieder an meinen Schutzengel, von dem meine Mutter spricht.

Was bleibt: unser Garten. Für mich nicht die mühseligen Arbeiten wie Jäten und Umgraben, von denen das Kind noch befreit ist, und auch später werde ich aus einem falschen Verständnis meiner Mutter für das Kindsein von ernsthaften Arbeiten in Haus und Garten verschont bleiben.

Von der Schule ist indes nicht zu reden: Sie wird keine bleibenden Spuren in mir hinterlassen. Aber der Garten: Er ist das Refugium meiner kindlichen Seele. Hier sitze ich auf dem Dach der Laube unter dem Nußbaum und sehe, wie der Bauer Trobisch aus Alt Trachau einen seiner letzten Ackerstreifen zwischen den Neubauten bewirtschaftet. Vermeintliche Idylle und das große Grauen der Zeit treffen hier aufeinander. Der tote, vermutlich verhungerte Russe, wahrscheinlich aus einem der Lager am Stadtrand entflohen, den man im Gartengelände fand, geistert durch meine Träume. Er war jung, ich habe ihn gesehen, kaum älter als mein Bruder.

Mein Vater hat noch, ehe er eingezogen wurde, eine Hühnerzucht angelegt, die meine Mutter versorgt. Ich bringe im Winter warmes Wasser in den Garten, um die Tiere zu tränken. Seitdem ich von dem Russen weiß, der gleich nebenan lag, ist mir der Gang durch den Hohlweg zum Garten, wo ich im Sommer Eidechsen beobachte, unheimlich. Doch ich verdränge die Angst, um meinen Auftrag zu erfüllen.

Eine griechische Landschildkröte, erworben im Fischgeschäft *Nordsee* am Hubertusplatz, die es plötzlich als »Suppenschildkröten« gibt, weil deutsche Truppen Griechenland besetzt haben, teilt mit den Hühnern das Gatter aus Maschendraht, das mein Vater hinterlassen hat. Ich erinnere mich an das stumme Tier wie an etwas, daß seine Sprachlosigkeit hier im Garten mit mir teilt.

Im Sommer, gegen Mittag, das weiß ich, sind es die Glocken der Apostelkirche, die mich zum Essen nach Hause rufen. Noch heute, wenn ich in Dresden bin, begreife ich, daß dieses Läuten mich ein Leben lang begleitet hat. Es ist das Läuten, das

nichts mit Religion zu tun hat, dessen Klang sich durch meine Kindheit zieht. Später, nach dem Krieg, als ich als Konfirmand unter dem Klang der gleichen Glocke in die Apostelkirche einziehen werde, bin ich schon ein halber Atheist, woran der Konfirmandenunterricht seinen Anteil hat ...

Was mich oft plagt, ist die Langeweile des Kindes, das nichts mit sich anzufangen weiß. Ich treibe mich im Wald, der Dürren Heide, herum. Um hinzugelangen, muß ich den Wilder-Mann-Berg hinauf und an der SS-Kaserne vorbei. Dort errichten Häftlinge eine Mauer. Daß es KZ-Häftlinge sind, die im gestreiften Drillich, bewacht von SS-Leuten, arbeiten, weiß ich nicht. Ich bleibe stehen, um zuzusehen, ja, ich winke den Mauernden zu. Ein SS-Wachmann lacht und scheucht mich davon.

Die Natur übt eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich aus. Besonders der Rote Teich, ein verlandendes Gewässer am Rand der Autobahn, hat es mir angetan. Ich beobachte Libellen und Kammolche. Davon, daß hier Anhänger des Röhmputsches erschossen worden sein sollen, wie mir mein Vater nach dem Krieg erzählen wird, weiß ich freilich nichts.

Am Verlorenen Wässerchen entlang, einem im Sommer trockenfallenden Bach, trabe ich nach Hause. Aber ich komme nicht weit. Noch vor dem Heidefriedhof werde ich in ein Schützenloch gezogen. Ein SS-Mann, das Sturmgewehr im Anschlag, schimpft: »Was hast du hier zu suchen, wenn scharf geschossen wird?« Irgendwie entkomme ich und schlage mich seitwärts in die Büsche. Meiner Mutter erzähle ich nichts von diesem Zwischenfall.

Die Stadt, in der ich aufwache, gilt als eine der schönsten Deutschlands. Was weiß das Kind davon? Ich erinnere mich an die Straßenbahnfahrten mit meiner Mutter quer durch Dresden nach Kleinzschachwitz. Dieser Vorort, gegenüber von Schloß Pillnitz an der Elbe gelegen, gilt meiner Mutter als Ort ihrer Identität. Hier wurde sie geboren, hier sind die Gräber ihrer Vorfahren, von hier stammen ihre Freundinnen. Und von hier holt sie ihre Erinnerungen. Während ich mir die Kindheit meiner Mutter gut vorstellen kann, weiß ich von der meines Vaters

in der oberschlesischen Kleinstadt nur wenig. Über den Gräbern der Vergangenheit erheben sich die Grabsteine wie Gedenksteine einer Zeit, die nicht zu mir gehört. Und in der Abgeschiedenheit der stillen Vororte gedeihen die Legenden von einer besseren Zeit, die es einmal gegeben haben soll.

Daß da einmal ein König war, der gut und gerecht gewesen sein soll. Daß einem Urgroßvater einmal die Gärtnerei an den Tennisplätzen gehört hat. Daß dieser Urgroßvater einmal Hofgärtner des russischen Fürsten Putjatin gewesen ist, dessen Glanz noch heute wie ein zarter Dunst über dem Örtchen an der Elbe schwebt. – Daß die Kindheit meiner Mutter in einen Ersten Weltkrieg mündete, erfahre ich nicht. Heute, da ich dies schreibe, stelle ich mir meine Mutter als junges Mädchen vor. Von einem Foto weiß ich, wie sie damals ausgesehen hat. Und ich weiß auch, daß sie, als der erste Krieg stattfand, im Arsenal in Dresden Granaten drehte. Dienstverpflichtet. Ich weiß inzwischen auch vom Hunger und dem berüchtigten Steckrübenwinter, von der Grippeepidemie, vom Kaiser, der abgetreten ist, um für eine Republik Platz zu machen, oder vom letzten sächsischen König, der gesagt haben soll: »Macht euren Dreck alleine.« Und, als ihm die Sachsen bei einem späteren Besuch zujubelten: »Ihr seid mir scheene Rebuliganer.«

Ich steige an der Haltestelle Marsdorfer Straße in die 3 oder 6 und fahre bis zum Albertplatz. Von dort aus laufe ich über die Hauptstraße, über die Augustusbrücke, durchs Georgentor, die Schloßstraße, über den Altmarkt, überquere den Ring, gehe durch den Portikus am Centraltheater und gelange so auf die Prager Straße, die Flaniermeile der Stadt, wo frischgebackene Offiziere im Wehrmachtsmagazin ihre Effekten einkaufen.

Meine Patentante Trude Sattler stammt wie meine Mutter aus Kleinzschachwitz. Nur scheint sie, aus meiner Sicht, das bessere Los gezogen zu haben. Denn ihre Mutter, eine Lothringerin aus Metz, Bubel-Mutter genannt, wurde in Paris zur Damenschneiderin ausgebildet und unterhält nun in Dresden ein gutgehendes Modeatelier mit einer aus höheren Kreisen stammenden Kundschaft. Außerdem betreiben Mutter und

Tochter zu ihrem Vergnügen eine Künstlerpension, die auch von Prominenten frequentiert wird.

Mehr noch als die alten Möbel und Teppiche fasziniert mich das im Vorderhaus befindliche Geschäft von Spielwaren-Koch. Von hier stammen die Lokomotiven und Waggons unserer Eisenbahn, deren Gleise, auf dem Fußboden verlegt, das Wohnzimmer füllen. Leider ist es mir nur erlaubt, unter Aufsicht meines Bruders damit zu spielen, was zu immer neuen Auseinandersetzungen führt.

Vor diesen Schaufenstern begreife ich noch nicht, daß die beträchtliche Menge unseres Spielzeugs, die sich zu Geburtstagen und Weihnachten dank Trudels Freigiebigkeit und ihrer guten Beziehungen zu Herrn Koch vermehrt, auch etwas mit dem selbstdarstellerischen Hang dieser Frau zu tun hat. Ich spiele mit einem schwarzen Mercedes, in dessen Fond der Führer und der Duce sitzen. –

Meine Mutter ließ mich in einer Schutzzone leben und behütete mich so vor dem Leben, für das ich immer untauglicher wurde. Hatte ich auch alle Freiheit, um zu tun, was ich wollte, so fehlte mir jedes Pflichtgefühl gegenüber Schule und Familie. Ein Hang zur Verwahrlosung war nicht zu übersehen, auch wenn man mir das äußerlich sicher nicht anmerken konnte.

Da wir weder arm noch wohlhabend waren, stellte sich mir, dem Kind, das Leben als etwas dar, das keinen wirklichen Mangel aufwies. Um so etwas wie die Prüfungen des Lebens zu bestehen, fehlte es mir lange an jeglicher Voraussetzung. Dementsprechend war ich ein schlechter Schüler, denn ich besaß keinen Ehrgeiz. Dahingestellt sei, ob die Schule selbst dazu angetan war, meine Selbstachtung, an der es mir fehlte, zu fördern. Hinzu kam, daß mein Bruder alles tat, um mein Selbstbewußtsein zu unterdrücken. In Abwesenheit meines Vaters beherrschte er, der gut ausgebildete Gymnasiast, der von meiner Mutter bewundert wurde, die Szene. Ihm hatte ich mich in jeder Hinsicht unterzuordnen.

Mein Bruder vertrat nun meinen Vater, der im Protektorat Böhmen und Mähren mittlerweile ein Lazarett verwaltete. Das

strenge Regime meines Bruders erstreckte sich von der Verwaltung des Spielzeuges, das mir zur Verfügung stand, bis zu jenen Strafen, von denen meine Mutter nie etwas erfuhr: daß mein Bruder mich im Keller einsperrte beispielsweise.

Umso lieber erinnere ich mich an jenen Tag, als ich mit meinem Bruder, der sein Fahrrad schob, über die Augustusbrücke ging und er eine Tüte Roggenkekse, die wir bei Kuchen-Krahmer erworben hatten, getreulich mit mir teilte. So sehr ich unter meinem Bruder zuzeiten litt – ich bewunderte ihn auch, den sieben Jahre älteren, Gymnasiast und HJ-Mitglied ... Wenn seine Freunde, stramme HJ-Jungen, bei uns auftauchten, war ich stolz, ihn jener Gemeinschaft zugehörig zu wissen. Ich sehe meinen Bruder im Habit der HJ vor mir – Braunhemd mit Hakenkreuzbinde, schwarzes Halstuch mit Lederknoten, kurze schwarze Manchesterhose, an deren Koppel das Fahrtenmesser hängt. Mir war das alles geheimnisvoll, aber erstrebenswert. Auch die Heimabende im Parteibüro der NSDAP auf der Wilder-Mann-Straße, die er besuchte. Aber eigentlich nahm ich nicht teil am Leben meines Bruders. Unsere Leben bewegten sich auf getrennten Wegen.

Kindheitsmißbrauch

Noch immer ist mein geheimgehaltenes Ziel die Räuberhöhle in einem Steinbruch am Rande der Dürren Heide in der Nähe der Reichsautobahn. Diese ist in den letzten Kriegsjahren kaum befahren, so daß man sie, trotz eines ausdrücklichen Verbotes, gefahrlos überqueren kann. Mit der heimlich entwendeten Wäscheleine der Mutter erklimme ich die Steilwände, Luis Trenker nachahmend, den ich in einem Film in der »Rädelsburg« bewundert habe. Überhaupt sind es die Filme, die ich in diesem Kino sehe, die jahrelang meinen eigentlichen Bildungszuwachs ausmachen. Seitdem mich mein Bruder in einen Pat- und Patachon-Film mitgenommen hat, frequentiere ich unser Lichtspieltheater »Rädelsburg« auf der Großenhainer Straße regelmäßig. Mich beeindruckten die Tibet-Filme Sven Hedins ebenso wie später die Russenfilme *Der Ritter vom Goldenen Stern* (letzterer ein hoher Orden der Stalinzeit), *Luftburschen* (ein Fliegerfilm) oder *Die schöne Wassilissa*.

Ich durchforsche den Bücherschrank meines Vaters, lese Theodor Storm, versuche mich an Goethes Briefen an Frau von Stein und stoße auf das verbotene Bilz-Buch und auf von meinem Vater als Geheimnis streng gehütete Nummern der Zeitschrift *Die Schönheit*, die Aktaufnahmen im Stil Sascha Schneiders enthalten. Auch ein Buch mit dem Titel *Frauenleben in Ostasien*, das ein Kapitel über die sexuellen Eigenarten jener Frauen enthält, erregt mein Interesse, obwohl ich kaum etwas verstehe ... Und überraschenderweise finde ich unter den Büchern meines Vaters ein altertümliches Bändchen mit dem Titel:

Die Verteidigung der Poesie von Johann Christoph Gottsched. Wie ist es dorthin geraten? »Der Bücherschrank der frühen Kindheit wird einen durch das ganze Leben begleiten«, sagt Ossip Mandelstam.

Ich weiß nicht, was meine Mutter bewogen hat, mir noch im Kriegswinter 1944 das Schwimmen beibringen zu lassen. Das Carola-Bad ist düster und unterkühlt. Auch hier sind die Glasdächer mit dunkelblauer Tarnfarbe gestrichen, und von den Fliesen steigt eine Kälte auf, die Gänsehaut verursacht.

Man hat mir eingeredet, ich solle mich dem Wasser anvertrauen, es werde mich tragen. Der auf einem Bein hüpfende Invalide, der mir das Schwimmen beibringen soll, wirft mich ins Wasser, das eiskalt ist. Bevor ich versinke, erwische ich noch die Angel, die mir der Schwimmlehrer hinhält. Schwimmen habe ich jedenfalls im Carolabad nicht gelernt. Der Versuch wird, wie mein Bruder sagt, wegen Feigheit vor dem Feind abgebrochen.

Mehr Glück habe ich bei Herrn Barth. Er leiht mir Bücher von Gerstäcker und Karl May, aber auch Bände der »Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens«. Herr Barth ist pensionierter Volksschullehrer und bewohnt den Mittelbau einer Reihenhaussiedlung auf der Kronenstraße. Es heißt, Frau Barth, eine gestrenge Dame, der ich am liebsten aus dem Weg gehe, habe Geld in die Ehe gebracht. Herrn Barth ist von diesem Geld nichts anzumerken. Er fährt ein klappriges Fahrrad, das er auf altmodische Art mit Hilfe einer Fußraste von hinten besteigt.

Herr Barth ist ein alter Freund meines Vaters. Sie kennen sich aus der Zeit, als meine Eltern noch auf der Königsbrücker Straße wohnten, die nicht nur nach Königsbrück und nach Görlitz, sondern, wenn man sie weiterdenkt, direkt nach Oberschlesien führt. Damals, so meine Mutter, hat sich mein Vater hin und wieder in einem Reitinstitut auf der Quergasse ein Pferd geliehen, um ein Stündchen durch die Dresdner Heide zu reiten. Herr Barth ebenso.

Nun ist mein Vater im Krieg, aber Herr Barth, der viel älter ist, kommt oft zu uns und hilft meinem Bruder und mir bei den Schularbeiten. Er erklärt mir sein selbstgezoogenes Spalierobst

im Garten hinter seinem Haus, oder er zieht für mich in seinem Arbeitszimmer, wo er liest und schreibt, den Miniaturflügel auf, der *Üb immer Treu und Redlichkeit* spielt. – Eines Tages wird Herr Barth nicht mehr zu uns kommen. Er wird überhaupt nirgendwo mehr hingehen. Denn er hat sich auf dem Dachboden seines schönen Hauses, das ihm nicht gehört, erhängt. Meine Mutter spricht von einem Anfall von Schwermut.

Ich werde zu einem alten Mann, der einen großen Bechstein-Flügel besitzt, in die Klavierstunde geschickt. Der Unterricht wird mit Naturalien bezahlt, die mein Vater aus Böhmen schickt. Herr Ullmann pflegt bei falschen Tönen und anderen Entgleisungen mit der Sitzstange eines Kanarienvogelkäfigs auf die Finger zu schlagen. Das tut nicht weh, ist aber demütigend.

Eines Tages ist das Gelände um den Steinbruch gesperrt. Die SS, so hört man, richte dort ein Munitionsdepot ein. Der dort gelagerte Sprengstoff, kleine Zünder und sogenannte Makkaronis, sollen auf dem Heller, dem großen Truppenübungsplatz, eine brennende Stadt vortäuschen, um den Gegner von seinem eigentlichen Ziel abzulenken. Doch dazu kommt es nicht. Wir aber, die verkommenen Kinder der Nachkriegszeit, werden uns später der Munitionsreste bemächtigen und knallend und sengend die Gegend unsicher machen.

Aber noch herrscht eine trügerische Ordnung im Viertel. Die Vorgärten sind gepflegt. In den Bäumen der Duckwitzstraße läuten die Meisen. Hier wohnt Tischlermeister Brömme, ein alter, kinderfreundlicher Herr, der sich in der Werkstatt zu sehen läßt, wie Gewehrboxen entstehen. Denn auch er muß mit kriegswichtigen Zuarbeiten dem Reich Tribut leisten. Der Krieg zieht sich wie eine Schlinge immer enger um die Stadt.

Bald wird mein Bruder Flakhelfer in Wölfnitz, einem Dresdner Vorort. Die Baracken der Flakstellung riechen nach Fußbodenöl und Schweiß. Ich bewundere nicht nur meinen großen Bruder in seiner Flakhelferuniform, sondern die Jungen überhaupt, die hier, fern von Schule und Alltag, ein Leben frei von elterlichen Zwängen und Vorschriften führen dürfen. Sie haben die Aufgabe, feindliche Flugzeuge abzuschießen, jedoch

haben sie bisher noch keine Gelegenheit dazu gehabt. Dresden gilt bei großen Teilen der Bevölkerung als eine geschützte Stadt. Eine Großnichte Churchills, so heißt es, wohne noch immer im Schweizer Viertel hinter dem Hauptbahnhof.

Außerdem haben die Jungen Glück gehabt: Ihre Vorgesetzten sind vorwiegend zum Heimatdienst abgestellte Invaliden, die auch mal alle Fünfe gerade sein lassen. Und vormittags kommen die Lehrer der Annenschule, um die Jungen weiterhin auf das Abitur vorzubereiten. Währenddessen heben in der Stadt russische Kriegsgefangene Splittergräben aus. Für die verschleppten Russinnen werden in der Sandgrube neben der Polizeikaserne an der Autobahn Barracken errichtet.

Der Glaube an die Unversehrbarkeit Dresdens wird der Stadt bald zum Verhängnis werden: Viele Flakstellungen auf den Höhenzügen rund um die Stadt werden nun abgezogen, um im Raum Böhlen-Espenhain die Hydrierwerke zu schützen. Mein Bruder erkrankt an Diphtherie und wird in ein Lazarett nach Radebeul verlegt.

Noch leben wir hier draußen scheinbar im Frieden. Ich gehe im *Görlitzer* einkaufen, was es so gibt. Ich reiche der Verkäuferin die Lebensmittellkarte. Die Markenwirtschaft erhält uns am Leben, abgesehen von den Paketen, die mein Vater noch immer aus Böhmen schickt. Ab und zu schickt mich meine Mutter zu Schokoladen-Henker, um mich nachfragen zu lassen, ob es auf Zuckermarken etwas gibt. Aber der Laden von Herrn Henker ist leer. Er zuckt nur mit den Schultern, als ich ihn frage, wann etwas eintreffe.

Noch verkünden Sondermeldungen Siege, wenn auch nicht mehr an allen Fronten. Die Todesanzeigen in den *Dresdner Neuesten Nachrichten* melden die für Führer und Vaterland Gefallenen. Doch ein Kind, geboren und aufwachsend im Dritten Reich, weiß nicht, was es mit dem massenhaften Tod im Felde auf sich hat. Was das Kind aber sieht, sind die betroffenen Mienen der Erwachsenen, wenn sie sich zuflüstern, wer aus der Nachbarschaft zu denen gehört, die eine »Kriegerwitwe« und gegebenenfalls Waisen hinterlassen.

Der große Vorteil aller Diktaturen ist die Tatsache, daß die Propaganda vor allem nach innen wirkt. Auch die Angst vor einem verlorenen Krieg bewirkt eine Abschottung nach außen, ganz abgesehen davon, daß Nachrichten von dort, zum Beispiel die des Londoner Rundfunks, nur den wenigsten und Uner-schrockensten zugänglich sind. Die immer wiederkehrende Wendung, der Krieg sei schrecklich, aber der Frieden werde noch schrecklicher sein, besagt alles. Vor dem Sicht- und Hörba-ren verschließt man, so gut es geht, Augen und Ohren ... Trotz-dem gehört meine Mutter vielleicht zu denen, die unter einer über Radio und Kopf gezogenen Decke den Londoner Rund-funk hören, obwohl darauf Zuchthausstrafe oder Schlimmeres steht. Ich glaube heute noch zu hören, was ich damals eigentlich nicht hätte hören dürfen: die vier dumpfen Paukenschläge und die Ansage »Big Ben hat soeben acht Uhr geschlagen«. –

Eine Ahnung von der Wirklichkeit, die uns umgibt, erreicht mich auf einer der Fahrten nach Böhmisches Leipa. Hinter Tetschen-Bodenbach wird ein verängstigt wirkender Eisen-bahner von zwei Feldgendarmen, sogenannten Kettenhunden, festgenommen und aus dem Abteil geführt. Offenbar, so begrei-fe ich später, handelt es sich um einen entflohenen KZ-Häftling aus dem nahen Theresienstadt. Meine Mutter schweigt, als ich sie frage. Man spricht über derartige Vorfälle besser nicht, auch nicht über die Menschen mit dem gelben Stern und dem Schriftzug »Jude«, die uns gelegentlich auf der Brühlschen Terrasse bege-gnen. Auch über die Russen nicht, die im Hof meiner Tante auf der Prager Straße von Volkssturmmännern mit dem Kolben eines vorsintflutlichen Gewehrs traktiert werden. Man sieht weg, obwohl man weiß, daß ihnen Unrecht geschieht, und obwohl meine Tante ihnen ab und zu heimlich Brot zusteckt. Man hat uns ja gesagt, es handele sich hier um Untermenschen. Und sehen sie in ihren zerrissenen Uniformen und mit ihren ausge-mergelten, unrasierten und ungewaschenen Gesichtern auch nicht so aus?

Goebbels' Propagandamaschine ist unsere tägliche Quelle, und wir trinken aus ihr unsere Informationen. Wir sind das

Herrenvolk. Und sind wir es nicht mit unseren jungen, tadellos uniformierten Offizieren und den fröhlichen Landsern auf Urlaub, die die Innenstadt bevölkern? Und leistet mein sechzehnjähriger Bruder seinen Dienst als Flakhelfer nicht mit der völligen Überzeugung, gegebenenfalls dem Endsieg sein Leben zu opfern?

Aus der Perspektive des Kindes ist das normal. Man erstrebt den »Kriegsbaukasten«, um Panzer und Geschütze aus Holzteilen montieren zu können. Die Anzahl der Plastilinsoldaten nimmt ständig zu, sie marschieren in Reih und Glied durchs Wohnzimmer. Frau von Clausen, die berühmte Fotografin auf der Platanenstraße, lichtet jetzt nicht nur Schauspielerinnen und Schauspieler des Staatstheaters ab, sondern vor allem Ritterkreuzträger und Landser im Stahlhelm mit eisenhartem Kinn.

Es geht dem Endsieg entgegen. Die junge Verlobte eines schwerverwundeten Fliegerleutnants, die mit uns in der kleinen Pension in Böhmisches Leipa wohnt, bekommt einen Weinkrampf, als sie erzählt, daß ihr Held, dem man ein Bein amputiert hat, nicht mehr an die Front zurückkehren wird. Elisabeth Bulang heiratet einen Feldapotheker. Kriegshochzeit. Vorfahrt von Militärgespanssen vor unserem Haus. Ich bin begeistert und trage eine Soldatenmütze. Ein Passant kommentiert meinen Aufputz ironisch: Wo denn die Mütze mit dem Kind hinwolle? Ich bin beleidigt, denn Ironie ist selten, und Ernst lastet auf dem Kriegsalltag. Die Scheiben der Straßenlaternen sind dunkelblau übermalt. Getarnt ist alles Mögliche. Auch die gelben Straßenbahnen und Autobusse tragen Tarnfarben. Dem Feind keine Möglichkeit, ein Ziel zu erkennen!

Wieso eigentlich? Sind wir nicht genügend geschützt? Kann der Feind überhaupt hinter unsere Grenzen sehen? An einem Wintertag tauchen sie auf, die ersten Plakate »Feind hört mit!«. Das heißt: Der Feind ist in unseren Reihen. Jeder Nachbar könnte es sein. Oder der »Kohlenklau«: Eine Physiognomie, halb unbestimmbares Tier, halb Mensch. Schiebermütze, Schlitzaugen, auf dem Rücken ein Sack. Vermutlich hat der russische Kommissar hier Pate gestanden. Auch er ist unter uns! In

ihm verbirgt sich der Energieverschwender, der nicht die Kochkiste und den Etagentopf benutzt und vergessen hat, im Klo das Licht auszuschalten. Der Feind ist in uns! Was ist mit jener Frau, die vor den Volksgerichtshof muß, weil sie in der Straßenbahn erzählt hat, ihr Mann arbeite in den Flugzeugwerken in Klotzsche? Sie ist eine Verräterin!

Doch der Feind ist nicht nur in uns, er ist auch schon über uns! Vom Garten aus sehe ich in großer Höhe silberne Fischlein blitzen, Kondensstreifen hinter sich herziehend, Aufklärungsflugzeuge des Feindes. Es dauert nicht mehr lange, und wir werden während der Schulstunden in den Luftschutzkeller geschickt. Flakgeschütze, rund um die Stadt positioniert, belfern. Auf der Straße finden wir gelegentlich Flakgranatensplitter, auch vom Feind abgeworfene Stanniolstreifen, die Radaranlagen stören sollen. Wir wissen schon viel über den Krieg, der uns wie ein Abenteuer erscheint. Am »Tag der Wehrmacht« werden wir in der SS-Kaserne oder im Fliegerhorst Klotzsche mit Erbsensuppe, des Führers liebstem Eintopfessen, gefüttert. Dazu dürfen wir in einen Panzer oder ins Cockpit einer ME 109 einsteigen. Alles andere erfahre ich von meinem Bruder, der davon träumt, in die Flieger-HJ aufgenommen zu werden. Er ist als eifriger Leser der *Wehrmacht* und der Luftwaffenzeitschrift *Adler* bestens informiert. Ich selbst vertiefe mich in die Lektüre des Buches *Mein Weg nach Scapa Flow* von Günter Prien. Ich verschlinge Landserhefte, Nacherzählungen deutscher Götter- und Heldensagen, der *Odyssee* und der *Ilias*, die die Lesebücher meines Bruders liefern. Die Hefte der deutschen Kolonialbibliothek verstehen sich von selbst. Außerdem gibt es unzählige Sammelbände und Magazine, die unsere Wehrhaftigkeit ins rechte Licht setzen. Auf den Schienen dampfen gepanzerte Kriegslokomotiven; Panzer aller Typen, zuletzt der »Panther« und der »Königtiger«, rasseln über den Heller. Man sieht viel, aber man darf nicht darüber reden: Feind hört mit, und Kohlenklau ist allgegenwärtig!

Am 13. Februar 1945, einem Faschingsdienstag, steht ein junges Mädchen abends vor unserer Tür mit der Nachricht,

meine Tante Lene aus Ohlau in Oberschlesien befinde sich mit einem Flüchtlingstransport im Hauptbahnhof. Der Bombenhagel wird das letzte gerettete Eigentum der Tante in einem Güterwagen vernichten. Daß das Leben der Tante verschont geblieben ist, erfahren wir erst Monate später.

Jetzt fährt Mutter mit der Straßenbahn zum Bahnhof und ist nach neun wieder zu Haus. Sirenen wecken uns, wie so oft, gegen 22 Uhr. Im Keller flackert elektrisches Licht. Ich weiß nicht mehr, ob im Rhythmus der ersten fallenden Bomben wie später beim zweiten Angriff. Vielleicht aber fallen jetzt noch gar keine Bomben. Vielleicht ist alles noch so still wie immer im Keller, mit seinem Modergeruch und dem warmen Atem der Menschen, die aus ihren Betten kommen und, in Mäntel und Decken gehüllt, in der feuchten Luft frösteln.

Das Dröhnen der Flugzeugmotoren, das, Welle auf Welle, unser Haus überzieht, hören wir aber so sicher wie das Ticken der Stromzähler im hölzernen Schränkchen der Kellerecke. Und dann, irgendwann, kommt die Entwarnung. Wir steigen die Treppe empor bis zu unserer Wohnung. Jemand öffnet die Tür zum Boden. Spinnweben streifen die Stirn, ein rötlicher Schein dringt durch die Luken im Dach. Wir stehen auf dem Dach und sehen hinter dem Schwarz der Silhouetten gegenüberliegender Dächer und Türme das Feuer. Hier ist es fast windstill. Aber die Pappeln auf dem Platz vor der katholischen Kirche in Pieschen biegen sich unter den Böen eines Sturms. Wie eine riesige Glocke wölbt sich weiße Glut, die höher am Himmel in Rot und undurchdringliches Schwarz übergeht – dort, wo die Stadt steht. Denn noch erheben sich in dem Glutmeer, unversehrt, wie es scheint, die berühmten Türme.

Niemand von denen, die hier auf dem Dach stehen, glaubt, daß es die Stadt ist, die da brennt. Bestenfalls einige Häuser, ein Viertel vielleicht. Lehrer Bulang beruhigt uns: »Der Elbhafen brennt, Industrie in der Friedrichstadt.«

Auch auf den Dächern benachbarter Häuser stehn Leute. Zurufe gehen durch die Nacht: Wir sind verschont! Man zieht sich zurück in die Betten der Vorstadthäuser. Kaum einer hier

draußen, fünf Kilometer vom Stadtkern entfernt, ahnt, daß auf den Straßen Menschen verbrennen.

Doch der zweite Angriff verschweigt uns nichts mehr. Diesmal, ich weiß es genau, rollen nicht nur die Wellen der Flugzeugmotoren übers Dach des Hauses. Das Licht ist erloschen. Die Dunkelheit bebt. Die Türen springen kreischend aus den Riegeln. Ein betäubendes Rauschen und Dröhnen, in das sich wie dunklere Punkte die Detonationen einzelner, ganz in der Nähe einschlagender Bomben mischen, ist um uns. Meine Mutter hat mich an sich gepreßt. Die Angst macht mich stumm. Dann, irgendwann, ist es zu Ende. Niemand weiß, wie. Nur die Berichte jener Leute, die bald aus der brennenden Stadt hierher kommen und die nichts als ihr nacktes Leben retten konnten, sagen uns, daß es die Stadt nicht mehr gibt.

Auch der Mittagsangriff des 14. Februar geht an uns vorüber. Es gibt weder Gas, noch Wasser, noch Strom. Wir müssen die Stadt verlassen, um bei der Großmutter in Dohna Zuflucht zu suchen. Wir durchqueren die noch brennende Stadt, sehen am Albertplatz ein abgestürztes amerikanisches Flugzeug und zu Kindergröße geschrumpfte Brandleichen. Mit dem Leiterwägelchen, das unsere Habseligkeiten trägt, ziehen wir daran vorbei. Das Blaue Wunder, die einzig noch erhaltene Brücke, ist ein Nadelöhr, durch das wir uns hindurchzwängen. Am Elbufer entlang, mitten im Strom der Flüchtlinge, gelangen wir über Niedersedlitz nach Heidenau. Von dort ist es nicht mehr weit auf der sich langdehnenden Straße. Hier in Dohna, bei der Großmutter, warten wir auf die kommenden Ereignisse.

Das Reich befindet sich in Auflösung. Aus Böhmen zurückflutende Truppen, Flüchtlinge, Kraftfahrzeugkolonnen, Panzer. Selbst dem noch nicht Zehnjährigen wird klar: Das ist das Ende. Während wir bei Butter-Heyder anstehen, um unsere Rationen in Empfang zu nehmen, rasen sowjetische Jagdbomber über uns hinweg. In Altenberg sollen sich die Truppen des SS-Generals Schörner verschanzt haben. Die einzige Straße durchs Müglitztal führt am Haus der Großmutter vorbei. Noch gibt es hier viel zu sehen: Flüchtlingstrecks, Königstiger-Panzer, eine der ver-

meintlichen Wunderwaffen, schwarze Dieselwolken hinter sich herziehend, in den Straßengraben geworfene Karabiner.

Daß die Russen bald kommen werden, sei jetzt so sicher wie das Amen in der Kirche, so hört man. Was bleibt, sind bohrende Fragen. Panik. Mein siebzehnjähriger Bruder, der in der Hans-Schemm-Schule, einer Nationalpolitischen Erziehungsanstalt, untergebracht ist, besucht uns als frischgebackener Offiziersanwärter. Er fuchtelt angesichts der heranrückenden roten Gefahr mit dem Revolver herum. Meine Mutter wirft ihm eine Quarkschüssel an den Kopf. Die Waffe verschwindet schnell in einem Holzstapel hinter dem Haus.

Mein Vater hat die Feuerglocke vom 13. Februar von Böh-misch Leipa aus gesehen, das über hundert Kilometer entfernt ist. Er erhält Kururlaub und trifft einige Tage später in Dohna ein. Aber er kann, trotz des nahen Zusammenbruchs, nicht bleiben. Das wäre Desertion, und darauf drohen Standgericht und Erschießung. Anfang Mai wird er in der Nähe von Eger in amer-ikanische Gefangenschaft geraten und an die Russen ausgelie-fert werden. –

Noch sind die Russen nicht eingetroffen, aber Herr Rößler, der Kommunist, jahrelang untergetaucht und bald erster Bür-germeister des Ortes, gibt schon erste Anweisungen. Auf mei-nen Bruder, der immer den Schneidigen markiert hat, ist er nicht gerade gut zu sprechen, aber er liefert ihn später nicht den Russen aus, wie manch anderen.

Als die erste Vorausabteilung der Russen auf Fahrrädern eintrifft, stehen wir am Straßenrand und schwenken, einem Rat Herrn Rößlers folgend, weiße Bettlaken. Unsere Befreier! sagt Herr Rößler ... Seine Tochter ist eines der ersten Mädchen, das von den Russen im Luftschutzkeller vergewaltigt wird. Die Soldaten der Roten Armee, die sich auf den Sturm Altenbergs vorbereiten, überschwemmen die Stadt.

Die Befreiung erscheint uns fragwürdig. Immer wieder drin-gen Soldaten in unsere Wohnung ein und verlangen Schnaps. Die Welt ist aus den Fugen. Wir Kinder spielen mit den aus den Garagen gezogenen Autos der Honoratioren, welche die Russen

auf einem Platz hinter dem Bahnhof abgestellt haben. Wir müssen das Haus verlassen, in das russische Offiziere Einzug halten.

Die Kampftruppen ziehen weiter. Oben in Altenberg rollt Geschützdonner. Noch immer verteidigt Schörner die Gebirgsfestung. Bald schweigen die Waffen. Waffenstillstand. Kapitulation. Friedlich jedoch geht es nicht zu. Plünderungen und Vergewaltigungen, betrunkene Marodeure. Untergekommen im Hause des Kantors, rät uns ein russischer Offizier, uns im Keller zu verbergen. Doch hier dringen Soldaten ein, die uns mit Eierhandgranaten bedrohen, Uhren und Schmuck einheimsend. Bis an ihr Lebensende wird meine Mutter um die goldene Glashütter Sprungdeckeluhr trauern, ein Familienerbstück. Als wir in die Wohnung der Großmutter zurückkehren können, müssen wir zunächst die Spuren der Verwüstung beseitigen. Auf den Dielen des Wohnzimmers hat sich fingerdick Blut ausgebreitet. Auf dem Eßtisch ist ein frisch geschlachtetes Schwein zerteilt worden.

Meine Großmutter aber wird die Wohnung in der Martin-Luther-Straße, die sie verlassen mußte, nicht länger bewohnen. Herr Rößler errichtet ein der neuen Ordnung entsprechendes strenges Regiment. Meine Großmutter war Mitglied der NS-Frauenschaft und wird in ein Zimmer über einem Pferdestall, einer ehemaligen Kutscherwohnung, verbannt. Damit ist ihr Leben, das bisher glimpflich verlief, eigentlich beendet, ihr Tod nur noch eine Frage der Zeit.

Als sich die Situation zu beruhigen beginnt, kehren wir nach Dresden zurück. Wieder ziehen wir mit dem Handwägelchen die inzwischen fast schon vertraute Strecke entlang. Wir begegnen endlosen Zügen deutscher Gefangener, bewacht von Rotarmisten hoch zu Roß. Am Hirschberg eine Sperre: Russische Offiziere lassen sich die Ausweise zeigen. Männer mit Soldbüchern werden unverzüglich in die Gefangenschaft abgeführt. Wie durch ein Wunder gelingt es meinem Bruder, diesem Schicksal zu entkommen. Er hatte sein Soldbuch weggeworfen. Da er sehr jung, fast noch kindlich aussieht, läßt ihn der Offizier die Sperre passieren.

Obwohl in Dresden Trostlosigkeit herrscht, ist die Stadt von blühenden Hügeln umgeben. Auf den Trümmern, aus denen es nach Verwesung riecht, beginnt sich die Goldrute auszubreiten. Die ehemals breiten Straßen haben sich in schmale Trümmerpfade verwandelt, die von Erschöpften durchquert werden. Aber unsere Wohnung ist unberührt, obwohl auch die meisten Häuser des Viertels von Russen beschlagnahmt worden sind. Meine Mutter entfernt schleunigst das im Kleiderschrank vorsorglich versteckte Hitlerbild und die Schreibtischgarnitur mit Reichsadler und Hakenkreuz, die meinem Vater zu einem Dienstjubiläum überreicht worden ist. Von der Munition, die mein Vater im Schlafzimmerofen, der nie geheizt wurde, versteckt hat, wissen wir nichts. Erst als meine Mutter dort einiges verbrennen will, der Ofen aber nicht zieht, entdeckt sie die in Ölpapier verpackten Patronen.

Unser Viertel bietet noch immer das gewohnte, friedliche Bild. Blühender Ahorn. Mittelstandsbehaglichkeit. Doch der Schein trügt: Gleich um die Ecke haben die Russen einen grünen Bretterzaun errichtet und sich in den beschlagnahmten Villen einquartiert. Auch hier durchstreifen nachts plündernde Kohorten die Straßen. In unserem Haus ist der Teufel los: Metzgers Töchter haben sich russische Offiziere als Liebhaber angeschafft, die heftig dem Wodka zusprechen und auch vor Pistolenschüssen nicht zurückschrecken.

Das Leben der Kinder ist ungebunden, uns droht die Verwahrlosung. Unsere Mütter, damit beschäftigt, Nahrung und Kleidung herbeizuschaffen, überlassen uns der Straße. Die Herumtreiberei in schulloser Zeit – denn noch hat sich keine Schulbehörde konstituiert – gilt vorwiegend den Orten, an denen sich die Russen aufhalten, die kinderfreundlich sind.

Die jungen Soldaten, schlecht uniformiert und kahlgeschoren, sind kaum älter als unsere Brüder. Wir überwinden unsere Angst vor denen, die noch vor kurzem als Steppenhorden in den Wochenschauen erschienen, und tauschen mit ihnen Uniformknöpfe gegen klitschigwarmes Kommißbrot, mißtrauisch beobachtet von vorübergehenden Erwachsenen. Wir durchstö-

bern die abgestellten Jeeps der Offiziere, ihrer Gutmütigkeit vertrauend, und klauen, was uns in die Hände fällt. Eines Tages erbeuten wir einen Revolver, erkennen aber noch rechtzeitig die Grenzen dieses Wagnisses und legen die Waffe ins Handschuhfach zurück, wo wir sie gefunden hatten.

In den Kleingartenanlagen beim Wein-Emil haben die Russen Schlachtvieh zusammengetrieben. Das Gebrüll der Kühe, denen man Wasser und Futter vorenthält, dringt bis in unsere Küche. Dennoch profitieren wir von dem Massaker, das dort stattfindet. Irgendwie gelangen Innereien, welche die Russen beiseite werfen, an die hungrige Bevölkerung und werden verteilt. Alles Eßbare, gleich welcher Herkunft, gilt mehr als die Verachtung des ehemaligen Feindes, mag es, bei genauerer Betrachtung, auch zweifelhaft sein.

Inzwischen hat im zivilen Leben eine Umverteilung der Besitzstände begonnen. Die Ausgebombten und überall in Erscheinung tretenden Flüchtlinge beanspruchen ihren Anteil an dem, was der Krieg übriggelassen hat.

Familie Engelhardt, drei Generationen, ausgebombt in der Alaunstraße, bekommt die Wohnung des geflüchteten SA-Mannes Zuschke samt Inventar zugewiesen. Der alte Herr, Militär- und Unterhaltungsmusiker, bringt die Familie als Saxophonist einer Bigband durch, welche abendliche Vorstellungen in der »Rädelsburg« mit einer »Bühnenschau« einleitet.

Auch die Schule ist wieder zu ihrem Recht gelangt. Ich beginne von vorn. Wie ein Erstkläbler muß ich die Grundrechenarten noch einmal erlernen. Das Lehrerkollegium ist im wesentlichen das gleiche wie vor dem Zusammenbruch. Mitläufer werden stillschweigend geduldet, denn es mangelt an allem, nicht nur an Lehrern.

Ich erinnere mich an einen Mitschüler, mit dem ich in den Nachkriegsjahren kurzzeitig befreundet gewesen bin. Wir haben einige überdurchschnittlich gute Schüler in der Klasse. Er, dessen Name mir entfallen ist, gehört zu ihnen. Die Toiletten der Schule auf der Böttgerstraße verdienen diese Bezeichnung gewiß nicht. Weder die nach Teer und Urin stinkenden Piß-

rinnen noch die nicht abschließbaren Kabinen für größere Bedürfnisse. Wer nicht mit einem Stück Zeitungspapier in die Schule kommt, ist verloren, denn von Toilettenpapier oder ähnlichem kann keine Rede sein. Ein besonderer Spaß ist es, die Tür einer der besetzten Kabinette aufzureißen. Zehn oder zwölf brüllende Jungen begleiten den Delinquenten bis zum bitteren Ende. Trotzdem ist das Knabenklo ein beliebter Aufenthaltsort. Hier können die Kühnsten unter uns einen Zug aus der vom Vater geklauten Zigarette wagen. Sehr beliebt sind auch die Schwanzparaden: Man zeigt sich die in der Pubertät heranwachsenden Organe, mißt und vergleicht. Nur einer macht nicht mit. Er unterscheidet sich nicht nur darin von den anderen, sondern er ist auch wesentlich älter und reifer als wir. Sein Unbeteiligtsein wird jedoch respektiert. Der Grund dafür wird mir erst später klar: Er ist beschnitten. Eines Tages lädt er mich ein, ihn in dem Eckhaus auf der Döbelner Straße zu besuchen. So lerne ich seinen Vater kennen, einen verängstigt wirkenden kleinen Mann, der das KZ überlebt hat. Daß es sich um eine jüdische Familie handelt – die Mutter hatte das KZ nicht überlebt, der Junge war von einer deutschen Familie mehr oder weniger versteckt worden – erfahre ich erst viel später, als wir uns längst aus den Augen verloren haben. –

Noch hat der Stalinismus seine Krallen nicht spürbar nach uns ausgestreckt, obwohl in der Stadt an vielen Fassaden Transparente und Stalinporträts keinen Zweifel daran lassen, wer jetzt das Sagen hat. Während des Krieges beobachte ich in der gegenüberliegenden 40. Volksschule die Anfahrt des Generals Wlassow, der dort seine hilfswilligen Truppen inspiziert – junge Leute in olivgrünen Uniformen und mit asiatischen Augen. Ein paar Jahre später sehe ich dort Wilhelm Pieck einem BMW entsteigen, der die erste Arbeiter-und-Bauern-Fakultät der eben gegründeten DDR eröffnet.

Der Unterricht schleppt sich in wechselnden Schulen hin. Wir müssen unsere Schule verlassen, die in ein Notkrankenhaus umgewandelt wird, und gehen weite Schulwege bis zur Gerhart-Hauptmann-Straße in Mickten oder zur Wurzener Straße

in Pieschen. Die Nachkriegswinter sind streng, unsere Reserven sind erschöpft. Im knirschenden Schnee erscheinen die Schulwege unendlich lang. Schnell ausgebildete Neulehrer treten ins Blickfeld. Auch mein Bruder gehört zu ihnen.

Es versteht sich von selbst, daß alle Träume meiner Kindheit, die mit der Stadt zu tun haben, buchstäblich zerschlagen sind. Wie bald wieder Straßenbahnen vom Wilden Mann in die Stadt fahren, weiß ich nicht mehr. Es kann nicht allzu lange gedauert haben, bis man wieder bis in die Nähe des Neustädter Bahnhofs gelangen konnte. Die Innenstadt hingegen bleibt lange eine Tabuzone. Trotzdem sind meine frühesten Erinnerungen an die staubüberzogene Trümmerwüste mit langen Märschen quer durch die Stadt verbunden. Ein heißes Wüstenklima prägte dort die Sommermonate, während im Winter eisige Winde weite Gebiete der Stadt für uns undurchquerbar machten. Warum wir ausgerechnet das Bad in Mockritz am anderen Ende der Stadt zu unserem Ziel erkoren, weiß ich nicht mehr. Auch warum es uns an den heißesten Tagen ausgerechnet nach Mickten zog, um dort das Apelsche Marionettentheater zu besuchen, ist mir unklar. Meine Eltern hatten offenbar nicht die Kraft, mich an derartigen Ausflügen zu hindern, abgesehen davon, daß Fußmärsche über große Distanzen damals nicht ungewöhnlich waren. Sie gehörten ebenso zum Alltag wie die Hamsterfahrten in überfüllten Zügen ins Umland bis nach Kamenz oder Bischheim-Gersdorf. Was mein Vater dort organisiert hatte, mußte möglichst unauffällig abgeholt werden, waren es Eier, Kartoffeln, Mehl oder Talg. Dazu eignete sich das Kind. Mit der Kleinbahn, die nicht nur schwarze Rauchwolken ausstieß, sondern auch einen gehörigen Funkenflug, der Brandlöcher in der Kleidung hinterließ, fuhr ich auf dem offenen Perron, eingekleimt und den ausgehungerten Hamstern ausgeliefert. Der Neubauer, ein Flüchtling aus Oberschlesien, hauste in einem Flügel des ehemaligen Gutshauses. Die vier Hektar Land, die er zugewiesen bekommen hatte, ernährten die Familie und warfen noch etwas Überschuß ab. Im Stall standen eine Kuh und ein Pferd, ein paar Schweine durchwühlten ein Gehege hinter dem Haus.

Mitunter blieb ich über Nacht dort; den etwa gleichaltrigen Mädchen verdanke ich meine ersten sexuellen Ahnungen. Die heimlichen Winkel des großen Gutshauses waren die Orte unserer harmlosen Spiele.

Nur wer über irgendeine Beziehung verfügte, wie eine baltische Familie in der Nachbarschaft, deren Sohn zu meinen Freunden gehörte und dessen Mutter ihre Russischkenntnisse als Dolmetscherin verwertete, erhielt die lebensnotwendigen Naturalien. Davon profitierte auch ich ein wenig, indem ich die Dackel der Familie ausführte und dafür ab und zu am Mittagstisch teilnehmen durfte. Wer über nichts verfügte, wie einige ältere Frauen in unserer Umgebung, ausgebombt oder geflüchtet, war früher oder später dem Hungertod preisgegeben. Aber auch der Tod war problematisch. Wer nicht noch über einen Kleiderschrank verfügte, der zum Sarg umgebaut werden konnte, wurde auf dem Heidefriedhof in einem Sack bestattet. Die Fahrt zum Heidefriedhof – ich habe es oft genug gesehen – wurde in den Abendstunden auf einem Handkarren bewerkstelligt.

Solcherart bis in den Tod hinein mit dem Überleben beschäftigt, gab es wenig Gelegenheit, über das Vergangene nachzudenken. Niemand in meiner Umgebung hätte die Fragen danach, was uns zu dem gemacht hatte, was wir waren, beantwortet. In den Gesprächen der Erwachsenen gingen die Schuldzuweisungen nie an das Dritte Reich und seine Potentaten, sondern nur an die Besatzer, die Russen. Auch wenn Plünderungen und Vergewaltigungen allmählich zurückgingen, taten die Russen natürlich vieles, was diesen Glauben nährte. Gleise und Maschinen wurden durch Zwangsarbeit deutscher Männer und Frauen demontiert; bei der allwöchentlichen Registrierung ehemaliger Kriegsgefangener auf der Kommandantur, zu der auch mein Vater verpflichtet war, verschwanden Männer in erneute Kriegsgefangenschaft in Kohlegruben am Dnjepr und in Sibirien. Die Unsicherheit der bestehenden Verhältnisse hielt uns in Atem.

Dresden war zwischen Hauptbahnhof, Neustädter Bahnhof, Marienbrücke und Blauem Wunder ausgelöscht, aber noch

immer von intakten Vororten und einem Kranz von Edelsteinen wie Meißen, Moritzburg, Freiberg und Bautzen umgeben. Das überall herumliegende Kriegsgerät – Panzer, Flugzeugwracks, Geschütze, weggeworfene Panzerfäuste und Karabiner – war für uns Spielzeug. Niemand hätte uns gehindert, uns in die Luft zu sprengen, aber wir waren schon gewitzt genug, um die gefährlichsten Objekte zu meiden. Ein ausgebrannter Omnibus und das Wrack einer ME 109 vor der Drogerie Bochnig am Wilden Mann waren für uns lange Zeit Spielorte. Wir, die »Kinder der Nibelungen«, wie Adolf Endler einen seiner Gedichtbände betitelt hat, gingen in die Schule der Nachkriegszeit ebenso wie vorher in die des Krieges. Noch glaubten unsere älteren Lehrer, an die Traditionen einer Pädagogik anknüpfen zu können, die sie in den Lehrerseminaren der Weimarer Republik vermittelt bekommen hatten. Aber es dauerte nicht lange, bis erneut Fahnenweihen und Appelle Einzug hielten. Hatte man bisher dem Führer gehuldigt, so war es nun der allgegenwärtige Stalin, dessen Bildnisse die Klassenzimmer und die Aula beherrschten. Und so wurde die Stadt selbst – so wenig mir das auch bewußt gewesen ist – zum rettenden Anker, zum Bezugspunkt, von dem aus die Wirklichkeit in einigen ihrer Facetten erkennbar wurde. Man mußte von der Kultur dieser Stadt noch nicht allzuviel wissen, um von ihrem vergangenen urbanen Milieu beeindruckt zu sein. Dank der sonntäglichen Spaziergänge an der Hand meines Vaters und der späteren Alleingänge über die Augustusbrücke, durch die Schloßstraße, über den Altmarkt bis zur Prager Straße, war mir ein unzerstörbares Bild der Stadt geblieben. Um dieses Bild betrogen, suchte ich noch lange an den unzerstörten Rändern der Stadt nach den Erinnerungen an eine Kindheit, die in Rauch und Feuer untergegangen war.

Ernährungslage

Warum geriet in den Nachkriegsjahren so vieles zu »Aktionen«? Vielleicht waren die Frauen ohne Männer zu schwach, um im Alleingang ihre schweren Aufgaben zu bewältigen. So gingen sie mit ihren Kindern, die Handwägen hinter sich herziehend, in Gruppen zum Waldfriedhof, wo ein Stück Wald zur Abholzung freigegeben war. Die Jungkiefern wurden mit einem Küchenbeil zu Fall gebracht. Ab und zu kam ein Waldarbeiter vorbei, der die Aktion beaufsichtigte. Er legte, wenn es gar nicht mehr ging, mit geeigneterem Werkzeug Hand an und wurde als Nothelfer gepriesen.

Auch als einige Männer aus dem Krieg zurückgekehrt waren, gab es eine Arbeitsteilung, in der den Frauen nichts erspart wurde. Während den Männern die Beschaffung oblag, übernahmen die Frauen die Verarbeitung. Das traf auch auf die Zuckerrübenkampagne zu, an die ich mich noch erinnere. Woher die Rüben kamen, ist mir nicht Erinnerungswürdig. Aber immerhin war Dresden eine Stadt, die von intakten Dörfern und ländlichen Gebieten gesäumt wurde. Im Tauschhandel wanderte nicht nur unsere Modelleisenbahn Stück für Stück in die Stadtranddörfer. In Boxdorf und Wilschdorf, sagte man, hätten die Bauern bereits ihre Kuhställe mit Teppichen ausgelegt.

Die herangeschafften Rüben wurden von der gesamten Hausgemeinschaft im Hof gewaschen und geschnitzelt. In der Waschküche, die damals zum Bestand jedes Hauses gehörte, wurde unter dem Waschkessel ein Feuer entfacht und die Schnitzel gekocht. Unter ständigem Rühren, denn es durfte nichts an-

brennen, entstand nach stundenlangen Bemühungen allmählich eine braune Brühe, die schließlich zu Sirup eingedickt wurde.

Das Ergebnis wurde in Gläser gefüllt, war Bestandteil des Frühstücks und verbesserte die »Ernährungslage«. Dieser Begriff stammte aus dem Vokabular des Reichsnährstandes. Es galt, mit den merkwürdigsten Improvisationen den Hunger, der wie ein ausgehungertes Wolf ums Haus schlich, zu besiegen. Dazu dienten getrocknete, gemahlene Kartoffelschalen ebenso wie die zahlreichen Ersatzstoffe.

Während die Ernährungslage dank der Beutezüge der Wehrmacht selbst in den letzten Kriegsjahren noch einigermaßen im Gleichgewicht gehalten wurde, traf uns der Hunger in den Nachkriegsjahren hart. Wer sich nichts aus dem Abseits der Legalität beschaffen konnte – und das traf auf Alte und Kranke zu – war zum Hungertod verurteilt. War die Lage der in den Kellerwohnungen des Viertels Hausenden bisher erbärmlich gewesen, so wurde sie jetzt hoffnungslos.

Einer meiner Schulfreunde, Sohn des aus Oberschlesien stammenden Dampfwalzenfahrers Czabania, der schwer unter Asthma litt, wurde von meiner Mutter so gut es ging versorgt. Für seine Eltern, die dahinsiechten, konnte sie kaum etwas tun. Die älteste Tochter, eine blonde Schönheit, die als »Blitzmädel«, also als Nachrichtenhelferin, bei der Wehrmacht Dienst getan hatte, war bereits gegen Kriegsende an Typhus gestorben. Werner Czabania wurde nach dem Tod seiner Eltern von einer jüngeren Schwester aufgenommen, die in der Pieschener Mohnstraße wohnte.

Auch Kleidung war rar. Alte Militärsachen wurden umgearbeitet, Anzüge gewendet, aus Decken Hosen geschneidert, in denen man kaum laufen konnte. Kleidungsstücke aus Kartoffelsäcken blieben uns erspart. Aber die Quellen, die andere reich machten, sprudelten nicht für uns. Ab und zu gelang es mir, einen Blick hinter jene Türen zu werfen, hinter denen unerklärlicherweise der Reichtum zu Hause war. Eine Zeitlang diente ich einem Herrn auf der Weinberg-Straße als Bote, der seinen Kunden gepanschten Schnaps zu liefern hatte. Meine

Botengänge wurden nicht schlecht entlohnt. Und der Vater der Reichel-Zwillinge beispielsweise betrieb am Neustädter Bahnhof eine Fotohandlung, in der es offiziell freilich kaum etwas zu kaufen gab, in deren Hinterzimmer aber der Schwarzhandel florierte. Hin und wieder wurde ich eingeladen, in ihrem Auto auf die »Friedensburg« in der Löbnitz mitzufahren, damals ein stadtbekanntes Schieberlokal, wo der Wodka, dem Herr Reichel, ein Russe deutscher Abstammung, kräftig zusprach, in Kaffeehängchen serviert wurde. Auch für uns Kinder gab es dort Dinge, die sonst unerreichbar waren.

Das in unserer Familie herrschende Chaos milderte sich nur allmählich. Mein Vater, jetzt Leiter der Fahrabteilung des Finanzamtes der Landesregierung Sachsen, besorgte, was offiziell noch nicht zu haben war. Er veranstaltete uneigennützig Kohlefahrten ins Senftenberger Revier, kaufte beim Kloostervogt in St. Marienstern Weizen und sammelte nebenbei noch Pilze in Schweppnitz.

Mit jenen Fischen aber – zuweilen auch Hechte und Muschelragout –, die dank Vaters guter Beziehungen zu den Pächtern der Moritzburger Karpfenteiche besonders zu Weihnachten auf den Tisch gekommen waren, war es nun vorbei. Nun waren Kartoffelpuffer zu Weihnachten ein Festessen. In meinen Träumen verfolgten mich Visionen. Schon beim Lesen von Märchen hatte ich bei dem Satz »Und es wurden kostbare Speisen aufgetragen« immer das Bild von köstlichem Kartoffelsalat mit gebackenem Karpfen vor mir. Jetzt erschienen in meinen Träumen dicke, mit Butter bestrichene Weißbrotscheiben. Daran war in Wirklichkeit nicht einmal zu denken. Brot wurde, soweit vorhanden, in Scheiben geschnitten, eingeteilt. Die Situation artete zur Katastrophe aus, als ein Hund, den mein Vater aufgelesen hatte, sich eine große Portion davon schnappte. Für Vater, der angeblich auch schon bei einem Fleischer gearbeitet hatte, war das Vergehen des Hundes mehr als ein Zeichen. Die Frage des alten Fritz, »Hunde, wollt ihr ewig leben?«, wurde von meinem Vater in der Rolle des Schlächters beantwortet. Keulen und Rücken des Tieres standen am näch-

sten Abend als Braten auf dem Tisch. Vater hatte das Fleisch sicherheitshalber, als Ziege deklariert, im Schlachthof untersuchen lassen. Das Ergebnis: tadellos. Der nächste Braten war ein Kater, der Vater unter die Räder geraten war. Logisch, daß der Bratenduft, der immer öfter durch das Treppenhaus zog, Aufsehen erregte. Meine Mutter beruhigte die Mitbewohner, indem sie Portionen des »Ziegenbratens« verteilte.

Ein anderes Nahrungsmittel, nämlich Pilze, sollte meinem Vater zum Verhängnis werden. Von einem Ausflug nach Schweppnitz, wo es die besten Pfifferlinge gab, kehrte Vater mit reicher Beute heim. Heißhungrig bereitete er sich sofort ein Gericht. An diesem Abend hatte ich keinen Appetit auf Pilze. Ich ging zu Bett, während die Eltern noch beim Abendbrot saßen.

Spät in der Nacht erwachte ich, bewegt, wie ich annahm, von einer Ahnung. Es wird jedoch, wie ich später feststellte, ein ungewöhnliches Geräusch gewesen sein, das mich weckte: gurgelnde Laute, die aus dem Schlafzimmer zu vernehmen waren und denen ich folgte. Ich weckte meine Mutter, die im Tiefschlaf lag, und meinen Bruder. Vater war bereits nicht mehr ansprechbar. Es war uns sofort klar, daß es hier um Leben und Tod ging. Während mein Bruder zu Dr. Schöning eilte, weckte ich Dr. Berger, der nach kurzer Zeit am Bett meines Vaters stand. Auch Dr. Schöning erschien. Dem Konsilium war sofort klar, daß es sich um eine schwere Pilzvergiftung handelte. Wie durch ein Wunder gelang es einem der Ärzte, einen Krankenwagen herbeizurufen, in jenen Jahren eine Seltenheit. Vater wurde ins Krankenhaus Wurzener Straße gebracht, wo sich ein aufopferungsvoller Arzt, dessen Namen ich noch heute weiß – Dr. Sebastian –, seiner annahm. Durch eine Rückenmarkpunktion gelang es ihm, Vater ins Leben zurückzurufen. Es dauerte jedoch wochenlang, ehe der halluzinierende Patient wieder einen Zustand erreichte, in dem er alltagstauglich war. Inzwischen war auch geklärt, daß es sich um einen Pantherpilz gehandelt hatte, der Vater, unverständlicherweise, denn er war ein guter Pilzkenner, zwischen Waldchampignons und Pfifferlinge geraten war.

Nach wochenlanger Rekonvaleszenz wurde mein Vater zum Frühinvaliden erklärt und damit pensioniert. Aber er gab nicht auf. Durch Steuerberatungen für die geplagten Bauern im nahen Boxdorf und Wilschdorf und eine Vertretung in Steuersachen schuf er sich eine Existenz, die ihn befriedigte und uns sogar vorübergehend zu einem gewissen kleinen Wohlstand verhalf.

Vater war Mitglied der SED. Gleich nach dem Krieg der SPD beigetreten, hatte man ihn durch die Zwangsvereinigung zum SED-Mann gemacht. Er wurde zu Schulungen des Kleinen Lehrgangs der Geschichte der KPdSU (B) delegiert. Das kleine Buch war allgegenwärtig. Zwischen Bruder und Vater gab es hitzige Debatten, an deren Inhalt ich allerdings keine Erinnerungen mehr habe. Der Umstand, daß mein Vater gleichzeitig SED-Mitglied *und* als Steuerberater Freiberufler war, eine an und für sich unmögliche Tatsache, spielte damals noch keine Rolle. Es gab noch Schlupflöcher. Noch unterlag nicht alles der strengen Kontrolle der Partei.

Mein Bruder, der später Lehrer wurde, aber ursprünglich Psychologie studieren wollte, wurde nach dem Abitur von Vater als »landwirtschaftlicher Volontär« auf das Staatsgut Roßthal bei Dresden geschickt. Man versprach sich eine Aufbesserung der Ernährungslage, denn dort gab es Deputat. Wochenlang erhielten wir keine Nachricht, geschweige denn das Deputat. Mein beunruhigter Vater bestieg das Fahrrad und fuhr nach Roßthal. Wie er meinen Bruder dort vorfand, spottete jeder Beschreibung. Der Gutsdirektor alten Schlages vertrat eine Leibeigenen-Mentalität, die mittelalterlich anmutete. Mein Bruder hauste zusammen mit einem Altknecht in einem Verschlag über dem Pferdestall. Ein Loch im Fußboden diente als Abort. Mein Vater löste meinen Bruder sofort aus. Wie, ist mir nicht mehr erinnerlich. Aber mein Vater war in solchen Dingen geschickt und diplomatisch, ja, er erhielt sogar das vereinbarte Deputat.

1949 erhob sich aus den Trümmern der Ostzone die Deutsche Demokratische Republik. Obwohl es Lebensmittel noch auf Marken gab, schien die Hungerzeit überwunden. Jedenfalls erinnere ich mich an gut gefüllte Bäckerläden. Auch auf Wande-

rungen bekam man in den Dorfgaststätten am Stadtrand wieder einen Imbiß.

Deutschlands Teilung war nun beschlossene Sache. Alle unsere Verwandten väterlicherseits hatten Oberschlesien verlassen müssen und hatten sich in Österreich, dem Ruhrgebiet und Westfalen angesiedelt. Jener Onkel aus Pleß nahe Auschwitz, ein Tischlermeister, war durch umfangreiche Lieferungen an die SS vermögend geworden und hatte das KZ auch von innen gesehen. Er berichtete, wie schon gesagt, meinem Vater von den Gaskammern.

Diesen Flüchtlingen, die mit nichts im Westen ankamen, ging es in der Mehrzahl, dank eigener Tüchtigkeit, bald wieder gut, so daß mein Vater von Besuchen schwer beladen wiederkam. An die ersten Fahrradreifen, Marke Semperit, erinnere ich mich noch gut, denn bisher war ich auf Hartgummireifen, einem Nachkriegsersatz, über die Straßen gerumpelt.

Onkel Josef in Osnabrück, dessen Frau von polnischen Marodeuren vor seinen Augen in den letzten Kriegstagen erschossen worden war, hatte sich wieder verheiratet und schickte Pakete. Er bezog als ehemaliger Straßenbauingenieur eine ziemlich hohe Pension aus der Knappschaftskasse. Als er eines Tages erfuhr, ich sei in die SED eingetreten, enterbte er mich. Immerhin verbesserte er jahrelang unsere Ernährungslage mit Dingen, die es in der DDR nicht gab.

Zum Arbeiteraufstand am 17. Juni 1953 trug die instabile Ernährungslage der DDR nicht wenig bei. Eilig bemalte Güterwagen, innen leer, fuhren mit der Aufschrift *Fleisch und Fett* zwischen Meißen und Pirna hin und her, um der Bevölkerung vorzugaukeln, das Land Kanaan sei in Sicht. In Wirklichkeit gab es noch jahrzehntelang Krisen und Pannen. Einmal gab es monatelang keine Zwiebeln, ein andermal war die Fleischversorgung am Ende, da man auf Offenställe gesetzt hatte, das Vieh jedoch im Winter erbärmlich erfror.

Als dieser Staat sich anschickte zusammenzubrechen – eine Tatsache, die sich bereits im Frühjahr 1989 dank leerer Geschäfte und desolater Verkehrsverhältnisse bemerkbar machte –,

ahnten wir nicht, daß der übel beleumundete Kapitalismus bald sein Füllhorn derart über uns ausleeren würde, daß wir in unserer Verwirrung bald nicht mehr wußten, was wir kaufen sollten. Noch gab es die DDR, als ich eines Nachts, von Görlitz zurückkehrend, wo ich eine Lesung absolviert hatte, den Marktplatz von Bischofswerda querte, der taghell erleuchtet war. Stand an Stand hatten sich Händler aus Aachen, Düsseldorf und so weiter etabliert, um dem DDR-Bürger, noch für Ostmark 1:4, vom Kondom bis zur Sonnenbrille, von der Banane bis zum Blumenkohl, vom Edamer bis zur Weißwurst all das zu präsentieren, was wir vielleicht nicht vermißt hätten, wenn uns die DDR eine einigermaßen stabile Wirtschaftslage gewährt hätte. Nun war es zu spät. Ich kaufte für meinen Bruder, der gerade Geburtstag hatte, einen Blumenkohl.

Schöner blauer Septembertag

Es muß ein schöner blauer Septembertag des Jahres 1949 gewesen sein, als ich meine Ausbildung als graphischer Zeichner bei der DEWAG auf der Pfothenhauerstraße in Dresden begann. Die Lehrwerkstatt war in einem der ehemaligen, von den Bomben verschonten Meisterateliers der Kunstakademie untergebracht, hell, großzügig. Eine dreijährige, wechselvolle Lehrzeit stand mir bevor. Die Herren, die uns unterrichteten, waren invalide Akademiker, Gebrauchsgrafiker alter Schule, tolerant, gebildet, freundlich.

Zur Attraktivität des Geländes trug nicht wenig die Nähe zur Elbe bei, wo wir unsere Mittagspausen verbrachten. Meine Mitlehrlinge und ich, darunter zwei Abiturientinnen, aquarellierten zunächst Stilleben, zusammengestellt aus allerlei Keramik, *nature morte*. Dann begann das Einüben von Schriften, allesamt mit der Redisfeder geschrieben: Antiqua, Rustika, Gotisch, Fraktur. Wir lernten Schriften im Großformat zu konstruieren. Schon nach kurzer Zeit entwarf ich ein Antiquaalphabet im Format DIN A 0. Nie wieder, davon bin ich überzeugt, habe ich so viel gelernt wie in diesem ersten Lehrjahr auf der Pfothenhauerstraße, abgesehen davon, daß es neben der Ausbildung noch so etwas wie eine kulturelle Sphäre gab, zu der auch die Berufsschule gehörte. Hier ergänzte Herr Müller unsere Ausbildung durch allgemeine ästhetische Exkurse. Er lehrte uns, Kunst von Kitsch zu unterscheiden, und brachte uns die bald unliebsamen Expressionisten der Dresdner Brücke nahe. Reines Glück, das mir später den Zugang zu den Witz,

Mattheuer, Tübke und anderen Größen der Leipziger Malerschule, die ich von Anfang an mit Mißtrauen betrachtete, unmöglich machen sollte. Staatsnähe war hier nicht angesagt. Man besuchte die halbilllegalen Ausstellungen von Staatswegen an den Rand gedrängter Maler auf Dachböden der Rähnitzgasse, wo es zudem noch Musik gab, bisher Ungehörtes auf dem Cembalo, gespielt vom Kreuzkantor Collum.

Ich kann mich nicht erinnern, in diesem ersten Jahr auch nur ein Wort über die eben gegründete DDR gehört zu haben. Mag der Dresdner Skeptizismus, der sich wohl eher monarchistischen Traditionen verpflichtet fühlte, dazu beigetragen haben. Immerhin gab es eine Art Wiederauferstehung aus Ruinen. Der Hunger schien überwunden, das Leben normalisierte sich wieder. Es gab Hoffnung, die noch nicht vom Stalinismus und seinen langwierigen Folgen getrübt war.

Auch innerhalb der DEWAG waren die Dinge noch nicht mit jener Härte geschieden, die uns später zu schaffen machen sollte. Zwar war die DEWAG, die Deutsche Werbe-AG, ein Unternehmen der SED, doch war davon noch wenig zu spüren. Ab und zu erschien eine Kommission aus Berlin, wohlmeinende Herren, die die Lehrwerkstatt inspizierten. Sie verteilten – heute fast unglaublich! – Schokolade an die Lehrlinge und interessierten sich für unsere Arbeiten.

Die Vermutung, daß sich hinter verschlossenen Türen Machtkämpfe abspielten – denn noch schien nicht alles politisch entschieden, und die Firma war auch für den noch vorhandenen »privaten Sektor« der Wirtschaft als Werbefirma tätig –, mag heute nicht ganz unberechtigt erscheinen, war jedoch für uns Lehrlinge ohne Bedeutung. Neben der Lehrwerkstatt gab es im vorderen Teil der Ateliers die eigentlich produktiven Abteilungen Dekoration und Sichtwerbung. Dort herrschte ständiges Fußballfieber, denn einer der Mitarbeiter gehörte der Oberligamannschaft Tabak Union an, dem traditionsreichsten Dresdner Fußballclub. Obwohl ich mich für Fußball kaum interessierte, war es für uns Pflicht, den Oberligaspielen von Tabak Union beizuwohnen. Daß ich mir an einem Wintertag mangels ordent-

lichen Schuhwerks dabei die Zehen anfror, sei nur beiläufig erwähnt.

Dem, der nichts anderes kennt, wird die Heimat zur rettenden Wiege. Dresden ergab sich keineswegs seinem Schicksal. Arm, grau und schneereich waren die Winter. Aber es gab Ausstellungen, Konzerte, die Oper. Im Steinsaal des Hygienemuseums hörte ich zum ersten Mal *Die Moldau* – für mich ein musikalisches Schlüsselerlebnis ebenso wie *Don Giovanni* und *Boris Godunow* in der Oper oder Strawinskys *Psalmensymphonie* in der Kreuzkirche. Finanziell war das alles kein Problem; es gab billige Restkarten, ein Stehplatz in der Philharmonie kostete nichts.

Noch lieber waren mir damals allerdings die samstagnachmittäglichen Veranstaltungen mit den »Vier Brummers«, einer Gesangsgruppe, und den Dresdner Tanzsymphonikern, einer vorzüglichen Bigband unter Günter Horig.

So konnte man in Dresden auch ohne Abitur schon mit fünfzehn, sechzehn kulturell vorgebildet sein. Wenn ich mir später einer gewissen Standfestigkeit sicher sein konnte, so rührt diese nicht zuletzt aus den Dresdner Erfahrungen, die Maßstäbe und Perspektiven gesetzt hatten. Der Abstand zwischen dem Leben im Jahr 1949 und dem heutigen beträgt Lichtjahre. Unausdenkbar, welche Fülle von Zeit und welche Ereignisse uns noch erwarteten ... Es galt, was ich später bei Ernst Bloch wiederentdeckte: Der gelebte Augenblick ist blind. Eine Ausstellung über das Neue Dresden gab 1949 einen Blick in die Moderne frei. Hochhäuser aus Glas und Stahl. Nichts davon wurde verwirklicht. Und niemand sprach von der zukünftigen Sozialistischen Stadt.

Noch fristete das Dresdner Bildungsbürgertum seine bescheidene Existenz. Frau Bismarck-Weiß, Rezitatorin, zu Hause in einer Wohnung der Bauhaussiedlung an der Trachau, sprach Rilke, der ihr das Höchste war. Es gab Tee und Gebäck. Ein kleiner, verwachsener Herr las, sich zierend, Thomas Manns *Der kleine Herr Friedemann*. Was hatte man nicht alles über die Jahre der Naziherrschaft gerettet! Hans Carossa natürlich und Detlev

von Liliencron, auch den alten Seebären Graf Luckner, Ringelnatz und Morgenstern, Wendelin Überzwerch und Spoerl.

So viel man auch gegen diesen Zirkel einwenden kann, der sich im Schatten der Apostelkirche traf – es gab keine Alternative. Brecht, der uns die Augen öffnen sollte, war noch in weiter Ferne, Huchel und Eich hier völlig unbekannt. Zudem war Literatur für mich noch ein Buch mit sieben Siegeln, auch wenn ich mir mitunter anmaßte, mitreden zu können.

Die Ausbildung auf der Pfothenhauerstraße war jedoch nur eine Schiene, auf der es voran ging. Mit fünfzehn Jahren folgt man nicht nur seiner sogenannten inneren Bestimmung, sondern ist auch für Ablenkungen aller Art dankbar. Eine große Anziehungskraft übte das Stadtviertel Pieschen aus, ein Arbeiterviertel mit unverstellten proletarischen Traditionen, unzerstört zentralistisch. Mein Freund Werner Czabania war zu seiner Schwester hierher gezogen, in eine Hinterhauswohnung auf der Mohnstraße, unweit des Sachsenbades und der Stadtteilbücherei, aus der ich meinen Lesestoff bezog.

Czabania hatte eine Lehre als Schmied in der Friedrichsstadt angetreten. Dort holte ich ihn gelegentlich direkt von der DEWAG mit dem Fahrrad ab. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, ein Motorrad zu bauen. Die Schrottplätze der Umgebung abgrasend, gelang es ihm nach und nach, alle möglichen Einzelteile zusammenzutragen. Unablässig tüftelnd entstand so allmählich etwas, das einem Motorrad ähnlich sah.

Die Motorradbesessenheit war in Pieschen verbreitet; es gab einen Rennfahrer, der eine Vorkriegs-Norton besaß und damit an den ersten Rennen auf der Hellerauer Spinne teilnahm. Eines Tages wurde Czabantias Maschine tatsächlich durchs Treppenhaus auf die Straße transportiert. Das Ding sprang zwar an, war aber aus irgendeinem Grund kaum lenkbar, so daß Werner in einem Maschendrahtzaun landete. Er gab nicht auf. Eines Abends fuhr er tatsächlich donnernd vor dem Haus auf der Burgsdorffstraße vor ... Ich saß hinten auf, und es ging über die Dörfer der Umgebung, in denen wir in den Nachkriegswochen Kartoffeln erbettelt hatten.

Die eigentlichen Hungerjahre konnten als überwunden gelten, auch wenn keine Üppigkeit herrschte. Die Bäcker buken wieder Krapfen, die in Dresden als Pfannkuchen firmierten. Die ersten Modelleisenbahnen tauchten wieder auf, für uns unerschwinglich. Die Telegrafboten erhielten Yawa-Motorräder aus der ČSSR. Wer auf sich hielt, trug Ringelsocken und Kreppsohlenschuhe aus Westberlin. Damit machte sich bemerkbar, daß auch die Gründung der DDR die Spaltung Deutschlands betoniert hatte. Die Währungsreform der DDR, welche die Reichsmark und das sogenannte »Alliiertengeld« abgelöst hatte, war alles andere als unspektakulär. Die Wochenschau der DEFA filmte uns beim Umtausch im Schützenhof. Man wollte der Aktion den Anschein eines Volksfestes geben, was freilich mißlang.

Hans Eichler, Sohn des Metallrehers, der eine Werkstatt betrieb, in der Motorkolben aufgearbeitet wurden, verfügte über eine bedeutende Sammlung Nürnberger Zinnsolaten, die ich mir allmählich gegen Tabak ertauschte. Diesen Tabak, Deputat der Yenidze, in der Frau Hengst, unsere Nachbarin, arbeitete, gehörte zu einem Vorrat, den meiner Vater, starker Raucher, in ständiger Bereitschaft hielt. Ich stahl aus der riesigen Blechbüchse, die einmal Pfefferkuchen der Firma Häberlin aus Nürnberg enthalten hatte, was ich konnte. Allmählich gelangte die gesamte Sammlung in meinen Besitz. Einige der Stücke erhielten sich wunderbarerweise bis zum heutigen Tag ...

Der Tod des großen Mannes

Für Stalin zu sterben ist keinesfalls der Traum meiner Jugend als Reklamemalerlehrling der DEWAG, die inzwischen im *Weißer Adler* am Weißen Hirsch residiert. Es soll aber Leute geben, welche die Nachricht vom Tod des Vaters aller Völker so betroffen hat, daß sie nun auch nicht mehr leben wollen.

Noch hier oben am Weißen Hirsch hatte ich meine Lehre als graphischer Zeichner fortgesetzt. Aber die Lehrwerkstatt wurde aufgelöst, und ich wurde zum Reklamemaler ausgebildet. Nach der soliden Lehrzeit unter Jo Brase, dem man nachsagte, er benutze für seine Sportplakate Foto-Vorlagen von Leni Riefenstahl, fand ich mich nun in einem ganz anderen Klima wieder. Die Ausbilder verbargen nicht, daß sie mit einem Bein noch im Schützengraben standen. Entsprechend drastisch waren oft Witze und Fallen. So gab es die Riechprobe, eine Art Initiationsritus, bei der dem Ahnungslosen eine Salmiakgeistflasche vor die Nase gehalten wurde. Was dann erfolgte, war wie ein Blitzschlag, der vom Gehirn bis in die Füße schoß. Daß so etwas tödliche Folgen zeitigen konnte – daran dachte niemand. Besonders berüchtigt war der »Einstand«, den man als Geselle, also nach Lehrabschluß, zu geben hatte. Dieser Ritus war mit viel Alkohol verbunden. Auch hier waren Scherze aller Art angebracht. Einer Alkoholleiche vergoldete man die Hoden. Ich selbst mußte ein großes Glas Wodka leeren, was mir den Garaus bereitete.

In dem riesigen Ballsaal des ehemaligen Etablissements werden von Kunstmalern enorme Stalinporträts angefertigt, während wir, das Fußvolk, unzählige Transparente erstellen, nicht

selten auch in kyrillischen Buchstaben, die dem großen Mann huldigen, was einer Heiligenverehrung gleicht. Ich selbst fahre im dünnen Malerkittel, auf dem Sozius eines Motorrades sitzend, den Hirschberg hinunter, um auf dem Neustädter Markt die Stoßkanten eines riesigen, vierteiligen Stalinporträts auszubessern. Während ich auf der schwankenden Leiter stehe, tönt aus den Lautsprechern die Trauermusik jener Tage: Beethovens Trauermarsch aus der *Eroica*, Tschaikowskis *Pathétique*.

Aber die Zeit, sagt man, heilt alle Wunden. Wir versammeln uns schließlich in einem der kleineren Säle des Etablissements, dessen ramponiertes, aber noch immer kostbares Gründerzeit-Interieur uns ziemlich gleichgültig ist – nicht zuletzt, weil alles Bewegliche bereits den Weg aus dem Hause gefunden hat –, um des Ablebens des großen Mannes zu gedenken.

Die Lage war ohnehin trist. Ringsum regte sich nichts Ermutigendes. Es bedurfte also für die Veranstalter der Gedenkminuten keiner größeren Anstrengung, um jegliche Art von Trauer glaubhaft zu machen. Es war nicht zu überprüfen, was Herr Brückner, der Redner, wirklich fühlte, als er, der ehemalige Offizier der Deutschen Wehrmacht, sogenannte »glühende Worte« hervorstieß. Auf die Lehrlinge machte das keinen Eindruck. Wir hatten ohnedies kaum eine Ahnung von den Läuften der Zeitgeschichte.

Was wir wußten, war wenig. Ab und zu sahen wir den schwarzen Mercedes des ehemaligen Oberbefehlshabers der 6. Armee, Generalfeldmarschall Paulus, dem eine Villa unweit von hier zugewiesen war, die Collenbuschstraße emporkahren. Ihm war, wie man sich erzählte, der Aufbau einer neuen deutschen demokratischen Volksarmee anvertraut worden.

Ich war inzwischen »Geselle« und verdiente mein Geld recht und schlecht. Stalins Tod brachte uns einen Boom. Die Anfertigung von Transparenten, die den Vater der Völker priesen, nahm kein Ende. Eine ganze Equipe von Kunstmalern verdiente plötzlich das große Geld durch die Herstellung riesiger Stalinporträts. Die russische Garnison am Waldschlößchen verlangte Transparente in kyrillischen Buchstaben und ebenfalls

nicht wenige Porträts. So malten alle, was das Zeug hielt. Selbst Herr Dietrich, der dem weiblichen Lehrling Anita R. derart nachstellte, daß der ganze Betrieb daran Anteil nahm und aufmerksam registrierte, daß er mit ihr die Mittagspause auf dem Dachboden verbrachte, vergaß seine Passion.

Der Tod des Großen Mannes verursachte zwar noch einmal einen Aufschwung des Werbeunternehmens; dieser war jedoch nicht von Dauer. Bevor das einsetzte, was man »Reorganisation« nannte und was mit einer Entlassungswelle endete, war es mir aufgegeben, die Russen als säumige Schuldner aufzusuchen, um sie an Zahlungen zu erinnern. Ich kann mich kaum noch besinnen, ob mein Gang in die Kommandantur am Waldschlößchen erfolgreich war oder nicht. Aber ich sehe mich noch einem gut deutsch sprechenden Zahlmeister vor einem riesigen Schreibtisch gegenüber sitzen, der die russische Rechenmaschine mit ihren farbigen Kugeln, die an das Spielzeug von Erstkläßlern erinnerte, souverän traktierte.

1951 wurde für die Weltfestspiele der Jugend und der Studenten in Berlin geworben. Obwohl ich nicht FDJ-Mitglied war, wurde ich von der FDJ-Gruppe der DEWAG delegiert. Ein FDJ-Blauhemd besaß ich nicht. Meine Mutter nähte mir aus kariertem Stoff ein Texashemd mit goldenen Knöpfen. Als ich an der Straßenbahnhaltestelle stand, um zur Sammelstelle zu fahren, begegnete ich Pfarrer Kern, der mich konfirmiert hatte. Als er mich fragte, wohin ich führe, war es mir schrecklich peinlich, dem Gottesmann zu gestehen, daß mein Ziel die Weltfestspiele in Berlin seien. Doch zu meinem Erstaunen tröstete er mich so, wie ich es mir immer von einem Beichtvater vorgestellt hatte.

Treffpunkt war eine Sammelstelle, die sich in der Turnhalle einer Schule in Kaditz befand. Dort warteten wir, auf Strohsäcken liegend, die Nacht ab. Freßpakete wurden verteilt, die Brot und Salamiwürste enthielten. Dann wurden wir auf Lastkraftwagen verladen und über die Autobahn nach Berlin gekarrt. Die Fahrt war für alle ein Abenteuer. Berlin erschien uns als die Stadt unserer Träume. Ein Gerichtsgebäude auf der Invalidenstraße war unsere Unterkunft. Dort ging es zu wie in einem

Taubenschlag. Nachts hörte man Liebesgestöhn und -gewinsel. Auf den Straßen tanzte man *Laurenzia, liebe Laurenzia mein*. Die Nähe Westberlins verführte uns natürlich, die anderen Sektoren der geteilten Stadt zu besuchen. Der Eindruck war unvergeßlich: gefüllte Schaufenster, Zigaretten, Schokolade ... Bunte Illustrierte, Autosalons, Neonreklamen. Da konnte die graue DDR nicht mithalten. Noch war im Osten Stalizeit. Die Porträts des Vaters aller Völker prangten an den Ruinen. FJDler in Blauhemden marschierten in Westberlin ein und wurden von der Stumm-Polizei zusammengeschlagen. Der Kalte Krieg schlug auch hier hohe Wellen. Doch das schien die Jugendlichen aus aller Herren Ländern nicht sonderlich zu beeindrucken. Das Treiben in Ostberlin war trotz Trümmern und spürbarem Mangel turbulent.

Das Unternehmen ging kurz darauf seinem vorläufigen Ende entgegen. Da es keine anderen Werbeunternehmen gab, in denen ich hätte unterkommen können, entschloß ich mich Ende 1952 nach kurzer Arbeitslosigkeit, mich um eine Stelle als Vermessungsgehilfe beim VEB Wasserwirtschaft Obere Elbe zu bewerben.

Die Firma, zu der ich nun wechselte, war in einer Bürgervilla auf der Fischhausstraße untergebracht, deren Räume zu Büros umfunktioniert worden waren. Man fuhr mit den Hechtwagen der 11 bis zur Amaliastraße, unweit des alten Dresdner Wasserwerks »Saloppe«. Diese Straße, deren Villen von Russen und wenigen verbliebenen Deutschen bewohnt wurden, sollte, das konnte damals niemand ahnen, nach dem Ende der DDR dadurch berühmt werden, daß in einem der Häuser ein gewisser Wladimir Putin wohnte, erster ungekrönter Zar des Russischen Reichs unserer Neuzeit ...

Ich habe nicht vergessen, daß diese Firma, was ihre Vermessungsgehilfen anging, so etwas wie ein Sammelbecken verunglückter Existenzen war. Zu ihnen gehörte mein damaliger Freund Winfried Dierske, genannt »der Däne«, weil er als Sohn einer Artistenfamilie in Arhus geboren worden war. Er brachte es später als Maler zu einem gewissen Ruhm, lebt jedoch seit längerer Zeit in einer psychiatrischen Klinik.

Aber auch das Corps der Diplomingenieure, unter ihnen nicht wenige ehemalige Angehörige der Organisation Todt, war beachtenswert. Unter der Oberfläche herrschte der alte Geist einer Elite, die ihren Haß gegenüber der noch jungen DDR kaum verbarg. Mein Chef Dr. Voigt, ein sehr alter, gütiger Herr, der mit den Ledermantelträgern der Todt-Generation wenig gemeinsam hatte, lebte, wie es schien, im Geist noch immer in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Auf seinem Bauch baumelte eine Uhrkette, auf der zu lesen stand: Gold gab ich für Eisen. Seine Leidenschaft war der Bau von Rückhaltebecken, welche die Flutspitzen oft nur kleiner Bäche im Dresdner Raum aufzufangen sollten. Ich erinnere mich noch an das Somsdorfer Wasser, das in einem riesigen Becken aufgefangen wurde. Hinter vorgehaltener Hand ging das Gerücht, die Anlage stehe in keinem Verhältnis zu dem Schaden, den ein Gewitterregen vor einiger Zeit angerichtet hatte. Derartiges war damals nicht ungefährlich, denn man hätte sehr schnell wegen Vergeudung von Staatsmitteln und Sabotage vor dem Staatsanwalt landen können.

Nahezu sprichwörtlich war jener alte Ingenieur, der sich nach einem Telefongespräch mit einem österreichischen Unternehmen, das nahtlose Rohre für das Pumpspeicherwerk Niederwartha lieferte, mit »Heil Hitler« verabschiedet hatte. Sein Chauffeur denunzierte ihn, und der Mann wurde fristlos entlassen, ein zu dieser Zeit glimpflicher Ausgang. Von Dr. Voigt war eine weitere Anekdote zu hören, die sich überliefert hatte: Dr. Ficker – so der Name des alten Ingenieurs – wurde eines Tages, es muß nach der Jahrhundertwende gewesen sein, auf dem Tennisplatz der Verlobten eines anderen Ingenieurs vorgestellt. Dieser nannte Ficker irrtümlich Dr. Vögler, worauf dieser korrigierend erwiderte: »Ficker, gnädiges Fräulein, Ficker«.

Die Vermessungsgehilfen dienten verschiedenen Ingenieuren. Wir rückten per Bahn oder Bus oft in entlegene Gegenden aus. Der Gehilfe hatte im Schweiß seines Angesichts das Nivelliergerät, die Meßlatte und das Stativ zu tragen, während der Ingenieur unbeschwert voranging.

Obwohl ich damals nicht die geringste Ahnung hatte, wer Franz Kafka war, entwarfen Dierske und ich in Gesprächen das Szenarium eines satirischen Romans mit dem Titel *Die Vermesser*. Später, nachdem ich den Roman *Das Schloß* gelesen hatte, wurde mir klar, daß die Erlebnisse von Kafkas Landvermesser den unseren nicht völlig fern waren. Die unzähligen Landaufenthalte in Gasthöfen und alten, durch die Bodenreform an Flüchtlinge gefallenen Gutshäusern glichen mitunter denen, die Kafka selber als Versicherungsangestellter auf seinen Reisen in Böhmen erlebt hatte und die ihm als Vorlage für viele Episoden des Romans dienten.

Als wir ausgerechnet am Vormittag des 17. Juni 1953 in Mückenberg und Lauchhammer einen Graben der Schwarzen Elster vermaßen, hörten wir ringsum die Fabriksirenen heulen. Dr. Gläser, mein Chef, bemerkte lakonisch: »Wären wir nicht in der Ostzone, würde ich sagen, das bedeutet Streik.« Und wirklich: Wir kehrten nach Mückenberg zurück und gerieten in doppeltem Sinn in einen Zustand hellster Aufregung. Lastkraftwagen mit der Aufschrift »Wir streiken« durchfuhren den Ort. Irgendwo sahen wir, wie ein Haufen Arbeiter einen Volkspolizisten jagte. Am Bahnübergang standen sowjetische Panzer, die aber nicht in den Ort vorrückten. Wir brachen unsere Arbeit ab und kehrten nach Dresden zurück. Monate später gab es Betriebsversammlungen und Strafgerichte.

Meine Eignung zu dieser Tätigkeit kann nicht sehr groß gewesen sein, denn ich wurde nach kurzer Zeit auf Grund meiner Ausbildung als graphischer Zeichner und nach einigen Probearbeiten als Bauzeichner beschäftigt. Ich fertigte auch Ansichten aus der Vogelperspektive an und zeichnete Lagepläne unter Verwendung von streng geheimgehaltenen alten Meßtischblättern, die im Tresor aufbewahrt wurden und über deren Entnahme man sorgfältig Buch führte.

Im großen und ganzen war diese Arbeit wesentlich befriedigender als das Vermessen im Außendienst. Außerdem hatte ich jetzt mehr Zeit für meine eigenen Interessen. Schon bei der DEWAG hatten mich einige der zum Porträtmalen beschäftig-

ten Künstler, so ein gewisser Dürichen, Altkommunist und Widerstandskämpfer, mit Literatur versorgt.

Jetzt sah ich mich um und erkannte, daß mein Leben zu schnell verging. Das Schicksal meines Bruders, der mangels einer anderen Chance »Neulehrer« geworden war, obwohl er schon Schauspielunterricht bei Lotte Gruner genommen hatte, stand mir vor Augen. Der sein Leben lang Unglückliche, der sich mit Liebesaffären, Motorrollern und später mit Autos zu betäuben versuchte, verkörperte jene DDR-Existenz, wie sie Krieg und Nachkrieg hervorgebracht hatten. Zwar stieg auch er später die Karriereleiter empor, doch der Preis dafür war, wie ich nach der »Wende« erfuhr, daß er die Bereitschaftserklärung zur Mitarbeit als Informant der Stasi zu unterschreiben hatte.

Davon, daß es so etwas überhaupt gab, hatte ich damals nicht die geringste Ahnung. Mir selbst war nur klar, daß etwas mit mir geschehen müsse. Noch war überall der Schatten des toten großen Mannes gegenwärtig. Bis zu Chruschtschows Geheimrede auf dem XX. Parteitag der KPdSU sollten noch Jahre vergehen. Was aber ging mich das an?

In politischer Hinsicht war ich ein Idiot. Ich sah zwar die heruntergekommene Bürgerlichkeit, die schäbige Kleidung jener Zeit und die miese Wirtschaftslage. Doch im Innersten strebte ich nach Höherem, ja Unirdischem. Nicht daß ich religiös geworden wäre, auch wenn mein Reich nicht von dieser Welt zu sein schien. Mit der Armut, die uns umgab, wollte ich aber nichts zu tun haben, obwohl ich selber arm wie eine Kirchenmaus war. Ein neuer Freund, wesentlich älter als ich, Musiklehrer, führte mich in die Mysterien der Symphonien, Klavierkonzerte und Liederzyklen ein. Er nahm mich auch gelegentlich nach Westberlin mit, wo er und seine Frau Ingrid ein kleines Vermögen besaßen. Plötzlich hatte ich Bücher von Hemingway, Pasternak und Ezra Pound in den Händen. Und ich begann, mir allmählich Maßstäbe zu setzen, wobei die Musik eine nicht unerhebliche Rolle spielte. Daß Dresden trotz allem ein gutes Pflaster zur Horizonterweiterung war, kann ich nicht verschweigen. Oper, Theater, die Konzerte der Dresdner

Philharmonie, des Kreuzchors – hinzu kamen Gastspiele von Yves Montand, dem Mailänder Piccolo Teatro, dem Pantomimen Marcel Marceau und dem Schauspieler Gérard Philipe mit dem Pariser Théâtre National Populaire, die in jenen Jahren nicht ohne Sympathie die junge DDR bereisten. Hinzu kamen der halbillegale Jazz der Dresdner Tanzsymphoniker im Schillergarten und die sich anschließenden Jam Sessions.

Das zu schnell vergehende Leben beunruhigte mich. Ich hatte jedoch kaum eine Ahnung, wo es langgehen sollte. Statt der von einem jüngeren Ingenieur, mit dem ich mich anfreundete, empfohlenen Kurse in Mathematik und Naturwissenschaften belegte ich Volkshochschulkurse im Bereich Literatur und Theater. Auch Herr Müller, eine Zeitlang mein Chef, vermochte es nicht, auf Dauer mein Interesse an der Arbeit mit dem Rechenstab und dem Ziehen von Wurzeln zu erregen.

Bevor ich mich am Literaturinstitut bewarb, und nicht zuletzt, weil eine geringfügige Gehaltserhöhung winkte, wechselte ich noch einmal die Arbeitsstelle. Inzwischen im technischen Zeichnen etwas qualifiziert, wurde ich Bauzeichner beim VEB Industriebau. Hier gab es auf den ersten Blick keine verbitterten alten Nazis. Was meine Ambitionen betraf, so gab es sogar ein gewisses Entgegenkommen. Zu den Tagungen der Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren, der ich nun angehörte, gab es sogar Freistellungen für »gesellschaftlich wichtige Arbeit«. Ich erinnere mich jedenfalls, von freundlichen und hilfsbereiten Menschen umgeben gewesen zu sein. Es gab auch westliche Architekturzeitschriften wie *Domus*, die man ausleihen konnte. So verbrachte ich manches Wochenende mit dem Studium westlichen Designs. Ein junger Architekt bulgarischer Herkunft fuhr mich mit seinem funkelneuen Wartburg durch die Stadt und zeigte mir herausragende Neubauten, die die Handschrift von Rauda und anderen Architekten trugen, die allerdings alsbald in den Westen überwechselten. Hätte ich mich angestrengt und Mathematik gepaukt, wäre ich vielleicht eines Tages zum Studium an einer Fachschule delegiert worden. Ob ich dann ein Leben lang einem Bauberuf treu geblieben wäre, erscheint mir heute zweifelhaft.

Unter den Texten, die ich in jener Zeit schrieb und vor der Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren las, waren auch einige Gedichte, die ich später in meinen ersten Gedichtband *Nachmittag eines Liebespaares* übernahm und die für mich noch heute eine gewisse Gültigkeit haben:

Der Fluß im Rauch der Frühe.
Der graue Nebel verweht.
Am blassen Himmel die grüne
Sichel des Mondes. Der Tag aufersteht
Im Rollen sehr ferner Züge.

Damit wir nicht vergessen,
Woher wir gekommen sind,
Duldet der Tag keine Lügen:
Zwischen verbrannten Steinen
Blüht gelb der Ginster im Wind.

Geschichte der Dummheit und der praktischen Vernunft

Ich bin hin und wieder gefragt worden, ob ich meine Existenz als Schriftsteller nicht der DDR verdanke. Ich kann darauf nicht antworten, ich sei in die Hände von Kaderschmieden gefallen, die mich zum Schriftsteller machten, ob ich wollte oder nicht.

Angefangen hat alles, als ich den Versuch unternahm, an der Filmhochschule in Potsdam-Babelsberg ein Studium als Filmdramaturg zu beginnen. Da ich kein Abitur hatte, gab man mir die Chance einer Eignungsprüfung. Voraussetzung dafür war die Einreichung literarischer Arbeiten. Ich hatte nichts. Also setzte ich mich hin und schrieb einige Gedichte. Da damals die Musik eine weitaus größere Rolle in meinem Leben spielte als heute, thematisierte ich einige »Inhalte« der Symphonien Mahlers, Beethovens, Dvoráks und Šmetanas. Lange Gedichte, freirhythmisch, kurze Zeilen. Erhalten ist davon nichts mehr. Ich wurde eingeladen, an einer Vorprüfung teilzunehmen.

Die Fahrt nach Potsdam über Berlin war eine meiner ersten größeren Reisen überhaupt. Ich nahm einen Abendzug, um möglichst früh an Ort und Stelle zu sein. 1955 war Berlin zwar eine geteilte Stadt, aber noch gab es keine Mauer. Der Ankunftsbahnhof Friedrichstraße machte noch einen nachkriegsartigen Eindruck. Ich hatte die Wahl, entweder die Nacht spazierend zu verbringen oder mir ein Nachtquartier zu suchen. Da auf der Zimmervermittlung nichts mehr zu haben war, wäre es vielleicht das Beste gewesen, zu Fuß nach Potsdam zu laufen.

Da aber trat ein Herr auf mich zu und frug mich, ob ich ein Nachtquartier benötigte. Er wohne ganz in der Nähe, nur ein paar Schritte. Was blieb mir übrig? Ich folgte ihm.

Es erschien mir zwar seltsam, in ein Schlafzimmer geführt zu werden, in dem es zwei Betten gab, die nebeneinander standen, aber ich dachte mir zunächst nichts dabei. Erst als ich aufgefordert wurde, meine Unterhose auszuziehen, wurde ich mißtrauisch. Ich stieg mit Unterhose ins Bett. Kaum war ich jedoch eingeschlafen, erwachte ich, weil sich mein Gastgeber unter meine Decke drängte. Erst jetzt wurde mir plötzlich bewußt, daß ich einem Homosexuellen in die Hände gefallen war. Auch am Wilden Mann gab es vereinzelt Schwule, die man kannte und über die man sprach, zumal ihre Passion unter Strafe stand. Hier wurde ich jedoch mit einem Begehren konfrontiert, das mir völlig fremd war. Ich sprang aus dem Bett, raffte im Halbdunkel meine Siebensachen zusammen und verließ eiligst die Wohnung. Ich hatte jedoch nicht damit gerechnet, daß um diese Zeit die Haustür verschlossen war. Hinter einer der Wohnungstüren brannte noch Licht, ich klingelte, und eine ältere Frau öffnete mir, nachdem ich irgend etwas gestammelt hatte, die Haustüre. Ich stand auf der nächtlichen Straße. Das nunmehr erstorbene Berlin hatte mich wieder. Die Friedrichstraße, die ich auf und ab lief, schien mir endlos. Irgendwo mußte Westberlin liegen. Aber es war mir im Moment unerreichbar.

Obwohl ich angewiesen worden war, die »Bonzenschleuder« zu benutzen, eine S-Bahnlinie, die an Westberliner Stationen nicht hielt, stieg ich gegen Morgen in den ersten besten Zug, der nach Potsdam fuhr. Die Filmhochschule lag an einem See. Gegenüber sah ich ein Schloß im Tudorstil. Das war schon Westberlin, wie jemand bemerkte. Die Prüfung dauerte zwei Tage. Zunächst wurden uns Filme gezeigt, die wir schriftlich analysieren sollten. Am nächsten Tag wurden diese Arbeiten verlesen und diskutiert.

Die Nähe Westberlins hatte mich verführt, am Abend des ersten Tages mit der S-Bahn zum Bahnhof Zoo zu fahren. Ich fragte mich zum Steinplatz durch, was nicht schwer war, und

ging dort ins Kino. Dieses Kino war auch in der Provinz bekannt, ebenso das Jazz-Lokal »Badewanne«. Man mußte einfach einmal dort gewesen sein. Was für andere Jugendliche meines Alters schon selbstverständlich war, war für mich neu. Da man auch in »Ost« bezahlen konnte, reichte mein Geld gerade so hin. Ich kam todmüde gegen Morgen nach Babelsberg zurück. Während des Aufnahmegesprächs befand ich mich am Rande des Einschlafens. Keine Frage, daß ich die Prüfung nicht bestand und enttäuscht nach Dresden zurückfuhr. Auf dem Weg zum S-Bahnhof Babelsberg überholte mich ein Auto, das anhielt. Der Fahrer, ein Defa-Dramaturg, der Mitglied der Prüfungskommission war, tröstete mich. Er habe meine Gedichte gelesen und sie für begabt befunden. Das war immerhin ein Trost in schwerer Stunde. Denn für mich, der ich immer noch meine Brötchen als technischer Zeichner und Vermessungsgelhilfe verdiente, wäre ein Studium ein Ausweg gewesen. So aber kam die Ablehnung, die mir einige Tage später schriftlich bestätigt wurde, einem Zusammenbruch meiner Hoffnungen gleich. Ich war nun schon einundzwanzig Jahre alt und hatte noch nichts erreicht.

Das einzig Gute, das sich im Gefolge meiner mißlungenen Bewerbung abzeichnete, war allein die Tatsache, daß ich meine Schreibversuche, die ich wegen der Aufnahmeprüfung unternommen hatte, fortsetzte. Ich schrieb einiges, das später sogar in meinen ersten Gedichtband aufgenommen wurde. Ich schickte eine Auswahl davon an die Zeitschrift *Neue Deutsche Literatur*. Ein Brief von Paul Wiens bestätigte mir Begabung, aber auch eine »einseitige Brecht-Nachfolge«. Zwei Gedichte wurden gedruckt. Auch Peter Huchel, dem ich Gedichte für *Sinn & Form* geschickt hatte, schrieb mir, das Gedicht *Picasso: l'étreinte* sei eine »starke Talentprobe«. Von Paul Wiens wurde mir empfohlen, mich an die »Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren« des Deutschen Schriftstellerverbandes in Dresden zu wenden ...

Ich ging hin – es handelte sich um eine Villa auf der Goetheallee, Domizil des »Kulturbundes zur Demokratischen Erneue-

erung Deutschlands« –, wurde freundlich aufgenommen, las und hatte sofort meinen Spitznamen »Posaunenengel« weg. Das wäre alles nicht weiter bemerkenswert, wäre da nicht eine alte Dame gewesen, die mich anschließend zu sich einlud. Ich hatte freilich keine Ahnung, mit wem ich es da zu tun hatte. Auguste Wieghardt-Lazar? Ich hatte diesen Namen noch nie gehört. Oder doch? Hatte mir nicht jemand vor Jahren einmal ein Buch empfohlen, das *Jan auf der Zille* hieß und das ich verschmätzt hatte, da ich zu jener Zeit als Volksschüler fast nur Bücher las, die mit Chemie zu tun hatten?

Tante Gusti – so wurde Auguste Wieghardt-Lazar von allen jungen Autoren genannt – wohnte in einem der Häuschen auf der Dorndorffstraße unweit des Zelleschen Weges, der uralten Via Regia, die der Staat verdienten Antifaschisten gebaut hatte. In unmittelbarer Nachbarschaft lebten die Malerinnen Lea Grundig und Eva Schultze-Knabe und bedeutende Professoren der TH, allesamt Emigranten, die in den Nachkriegsjahren in die DDR zurückgekehrt waren. Im Hause Gustis begegnete ich Viktor Klemperer, Ludwig Renn und dem eitlen Juri Brézan, der mit seinem »Wolga« von Bautzen herüberkam, einem damals nur selten in Privatbesitz befindlichen Auto. Aus Prag kam Eduard Goldstücker. Kurz: Es war ein linke internationale Elite, die sich traf. Alles alte Kommunisten, aber gezeichnet von Erfahrungen, die, selbst für mich, unüberhörbar mit Zweifeln an der Zukunft des Kommunismus besetzt waren. Ich will nicht sagen, daß ich von diesen Begegnungen nicht profitierte. Aber ich war zu dumm und unerfahren, um mitreden zu können, so daß ich es vorzog, nach Erscheinen dieser Größen möglichst unauffällig zu verschwinden.

Damals, wie überhaupt in der DDR bis 1989, war es nicht üblich, sich telefonisch anzumelden, wenn man einen Besuch machen wollte. Das lag daran, daß nur wenige über einen Telefonanschluß verfügten. Zu Tante Gusti konnte ich kommen, wann immer ich wollte. Es war, wenn sie bei der Arbeit war, kein Problem, im Garten zu sitzen oder in ihrer Bibliothek zu lesen. Eine Haushälterin sorgte für das übrige. In einer Hinsicht

war Gusti allerdings kompromißlos: Es war so gut wie unmöglich, mit ihr über die »Moderne« zu reden. Joyce, Kafka, T. S. Eliot waren für sie »rote Tücher«. Auch Hölderlin schien sie nicht gerade zu lieben. Immerhin erzählte sie mir, daß sie dessen Vers »Im Winde klirren die Fahnen« zum ersten Mal in einer englischen Übersetzung verstanden habe, weil man dort die klirrenden Fahnen mit dem englischen Wort »weathercocks« übersetzt hatte. Diese Übersetzung stammte, wie sich Jahrzehnte danach herausstellte, von meinem späteren Freund Michael Hamburger ...

Jeden Text, den ich geschrieben hatte, trug ich zu Gusti zur »Manöverkritik«. Die Wiener Jüdin, verheiratet mit dem damals schon verstorbenen Mathematikprofessor Wieghardt, Schwester einer der Frauen Strindbergs, hatte den Krieg in der englischen Emigration in England überlebt. »Nebenbei« hatte sie unter dem Pseudonym Mary McMillan Kinderbücher verfaßt, die im sowjetischen Kinderbuchverlag in Moskau erschienen waren. Tante Gusti »betreute« nicht nur mich, sondern auch eine Reihe anderer junger Dresdner Autoren. Ich erinnere mich an Heide Wendland und Gottfried Herold, auch an schon reife wie Annemarie Reinhard, die früh an Krebs starb.

Die DDR war ein noch junger Staat, zu dem es, aus meiner damaligen Sicht, keine Alternative gab. Nicht zuletzt war es die Atmosphäre der Solidarität zwischen Alten und Jungen, die beflügelte. Hinzu kam Gustis Freundschaft mit Brecht und Helene Weigel, ihre gemeinsamen Jahre im dänischen Svendborg, von denen sie eindrucksvoll erzählte. Brecht, der in der damaligen DDR alles andere als unumstritten war – auch in der Arbeitsgemeinschaft gab es diesbezügliche Anrempelien –, war für viele meiner Generation ein Vorbild in dramaturgischer und poetologischer Hinsicht. Bis heute prägen mich *Das kleine Organon* und *Über reimlose Lyrik mit unregelmäßigen Rhythmen*. Ohne daß wir es so formuliert hätten, kam mit Brecht die Moderne zu uns. Auch die Verweise auf Joyce oder Hölderlin kamen von ihm; noch bevor wir T. S. Eliot oder Auden lesen konnten, waren uns ihre Namen durch Brecht schon präsent.

Wenn ich Gusti gelegentlich erzählte, ich sei wieder einmal in meinem Refugium, der Moritzburger Teichlandschaft, gewandert, wischte sie dies mit der abfälligen Bemerkung beiseite, dies sei eine »Butterbrotpapierlandschaft«. Sie bekannte sich als gebürtige Österreicherin zu den Alpen. Einverstanden. Aber ehe ich die Alpen zum ersten Mal sah, sollten noch vierzig Jahre vergehen ... Durch die Freundschaft zu Gusti hatte mein Leben eine Wende erfahren. Ich hatte keine andere Wahl mehr, als den Weg, den ich betreten hatte, weiterzugehen. Meine Mentorin brachte mich zu Helene Weigel, der Prinzipalin des Berliner Ensembles. Hatte mein Freund Klaus Tragelehn dort nicht bei Brecht eine Meisterschülerposition gefunden? Aber die Weigel ließ sich auf ein Gespräch über meine Zukunft gar nicht erst ein. Als ich ihr erzählte, ich sei von Beruf Reklamemaler, war alles klar: Sie verurteilte mich, wie ich meinte, zur Bühnenmalerei. Von der Pike auf, wie sie in ihrem Wiener Tonfall sagte. Doch gerade das wollte ich nicht. Ich hatte genug Rosinen im Kopf, um mich schon als Dramaturg oder dergleichen am Berliner Ensemble zu sehen. Hatten es andere nicht auch geschafft, Heinz Kahlau zum Beispiel? Als ich Tragelehn erwähnte, wurde mir sofort klar, daß das ein Fehler war. Seit Wochen, bemerkte sie bissig, habe dieser den Auftrag, ein Modellbuch zu kleben. Bis jetzt habe dieser faule Mensch nichts fertiggebracht. – Ich bekam eine Freikarte für die *Courage*.

Damit war die Audienz beendet. Ich sah zwar von einer Loge aus Ernst Busch, Raimund Schelcher u. a. in der letzten, wunderbaren Inszenierung Brechts, fühlte mich aber noch einmal wie vor einiger Zeit beim Verlassen von Babelsberg.

Ich verfügte über kein Pfund, mit dem ich wuchern konnte. Kein Abitur. Eine Ausbildung als Reklamemaler, die zu nichts nutze war. Eine Anstellung als Bauzeichner, nicht uninteressant, die jedoch nichts einbrachte. Von Gedichten, hatte mir die Weigel gesagt, könne man nicht leben, womit sie natürlich recht hatte.

Tragelehn, der das Abi versaut hatte, errang, wie gesagt, immerhin eine Meisterschülerposition bei Brecht; Dehler, neben

Tragelehn und mir einer der Mitbegründer der »Arbeitsgemeinschaft Theater« im Kulturbund, absolvierte die Theaterhochschule, andere Mitglieder zerstreuten sich in Kulturfunktionen über die Republik. blieb für mich noch das soeben gegründete Literaturinstitut in Leipzig und die DDR als solche, die Menschen wie mir eine Ausbildung ermöglichte, da es ihr an allen Ecken und Enden an »qualifizierten Kadern« fehlte.

Der Schriftstellerverband der DDR suchte verzweifelt Nachwuchs. In Sonderkursen versammelte man ihn, oft Jahrgänge, die als Landser, Werwölfe, Einmann-U-Bootfahrer, Flakhelfer usw. schon die Umerziehungslager der Sowjetunion hinter sich hatten. Ein verzweifelter rebellischer Haufen, der auch den ersten Dreijahreskursus des Literaturinstitutes bevölkerte.

Unter der anscheinend ruhigen Oberfläche garte es. Noch saß der Obrigkeit der 17. Juni 1953 in den Knochen. Im *Sonntag* gab es eine Debatte über die mangelnde Opulenz unserer Literatur, die von Hans Mayer, dem umstrittenen Leipziger Germanistikprofessor, angeführt wurde. Das alles führte zu einer Rebellion, die in Verhaftungen endete. Zu den Verhafteten gehörten Erich Loest, Ralf Schröder, Wolfgang Harich. Andere konnten sich durch »Westflucht« entziehen. Offen gestanden, von all dem wußte ich nichts, oder, bestenfalls, zu wenig. Ich hatte zunächst nur die Chance im Blick, am Literaturinstitut ein Studium beginnen zu können.

Abgesehen davon, daß man sich dort bewarb wie an jeder anderen Hochschule der DDR, gehörte es zu den Voraussetzungen, bereits ein Buch publiziert zu haben. Außerdem galt es als günstig, von der Arbeitsgemeinschaft junger Autoren zum Studium vorgeschlagen, sprich: delegiert zu werden. Ich wurde zu einem Aufnahmegespräch eingeladen, das noch in den Räumen der Theaterhochschule auf der Schwägrichenstraße stattfand. Im Auditorium saßen Herren unterschiedlicher Altersklassen und, als einzige Frau, eine eifernde Dame.

Höhepunkt der Veranstaltung war ein Streitgespräch zwischen mir und einem Zigarre rauchenden Herrn im Samtniki. Ich hatte mich zu der Behauptung verstiegen, einer, der nur

Lyrik schreibe, habe keine Existenzberechtigung. Dem widersprach der Zigarre rauchende Herr lachend, aber heftig. Offenbar hatte ich die Bemerkung der Weigel verinnerlicht und auch bei Brecht etwas gelesen, das in diese Richtung ging. Aber bei dem Herrn im Niki schien die Erheiterung zu überwiegen. Er befürwortete meine Aufnahme und verwies die anderen Herren auf die Gedichte, die ich eingesandt hatte. Damit war ich Student am Literaturinstitut, mit 23 Jahren der jüngste.

Die Schule der Maikäfer

Wenn ich erwache und ans Fenster trete, sehe ich unter mir das Gohliser Schloßchen, dahinter die Bäume des Rosentals und fern unter dem Himmel der Leipziger Tieflandsbucht, dort, wo sie in Richtung Wurzen und Grimma vom Muldental abgelöst wird, die Türme der Leipziger Kirchen. Im Morgenrock und noch ohne Perücke läutet mein Herr nach mir, seinem Diener. Es ist meistens schon spät am Vormittag, wenn ich das Frühstück auftrage. Der Herr ist ein Nachtarbeiter und folglich kein Frühaufsteher. Nur an zwei, drei Tagen in der Woche, wenn er schon um neun Uhr in der Universität sein muß, um Vorlesungen zu halten, läßt es sich nicht vermeiden, daß ich ihm eine Mietskutsche herbeirufen muß. Im Zuckeltrab geht es durchs Rosental. Ich bin hinten aufgesessen und blicke auf die gepuderte Allongeperücke meines Herrn, für deren Instandhaltung ich natürlich auch verantwortlich bin ... So könnte, meine ich, die Beschreibung eines Lebens beginnen, aber es wäre nicht das meine.

Seit meiner Kindheit, als ich im Bücherschrank meines Vaters jenes Bändchen mit Aufsätzen von Gottsched fand, verfolgt mich dieser Name, mit dem ich nichts anzufangen wußte. Aber als ich Dresden im September 1958 verließ, um in Leipzig mein Studium am Institut für Literatur Johannes R. Becher aufzunehmen, lebte ich vor allem in der Hoffnung, meine Identität in dieser Stadt zu finden, die für mich die einzige einigermaßen intakte Großstadt war, die ich kannte.

Was mir bevorstand, ahnte ich nicht. Die Stadt, aus der ich kam, konnte man nur mit Hiroshima vergleichen: eine Trüm-

merwüste zwischen Hauptbahnhof und Brühlscher Terrasse, aber immerhin so etwas wie meine Heimat, umgeben von einer noch heilen Natur, eine Stadt – ich ahnte es damals noch nicht –, die mir zum lebenslänglichen Thema werden sollte. Leipzig hingegen schien die Schäden des Krieges einigermaßen hinter den Kulissen einer Messestadt zu verbergen.

Meine Gedanken kreisen um diese Schicksalsstadt, der ich ebenso wenig entfliehen kann wie der Stadt an der Elbe. Keine Frage, daß sich mein Verlangen nach urbaner Existenz hier begründet hat. – Also: Elbe und Pleiße.

Um die Leerstellen, mit denen meine Erinnerung im Streit liegt, auszufüllen, muß ich weiter ausholen: Ich kam, obwohl ich schon dreiundzwanzig war, aus der Wirklichkeit einer behüteten Kindheit. Aus der Stadt an der Elbe war ich kaum herausgekommen. Wenn es aber in meinem Leben jemals so etwas wie eine ästhetische Erziehung gab, so hatte sie sich dort vollzogen. Von meinen Eltern und meinem Bruder kam nicht viel, nicht einmal eine Ermutigung. Aber Dresden hatte sich vor allen Städten der DDR trotz seiner Zerstörung und der ungeheuren Verluste in den ersten Nachkriegsjahren eine kulturelle Aura bewahrt, vor allem in Hinsicht auf Malerei und Musik, die an Otto Dix und Kokoschka, an Richard Strauss und Karl Böhm erinnerte. Es waren dies allerdings Relikte einer »bürgerlichen« Kultur, aber sie fanden sich aufgehoben im Wesen der Maler und Musiker, die Krieg, Bomben, Gefängnisse und KZs überlebt hatten. Auch in einzelnen Stadtvierteln wie Blasewitz, dem Weißen Hirsch oder in Radebeul-Oberlößnitz gab es noch etwas von der schon sehr abgeschabten und von Verarmung bedrohten Aura eines Bürgertums, das einmal die Kultur dieser Stadt getragen hatte.

Noch immer gingen wir auf Sonntagsspaziergängen in stiller Andacht an den Villen und Weinberghäusern der Lößnitz vorbei, in denen wir eine Klasse ansässig wädhnten, der wir nicht angehörten. Unausgesprochen wußten wir von dem Minderwertigkeitskomplex, der uns beherrschte, weil wir keines entsprechenden Besitzes teilhaftig waren. Dies war ein Dresdner Phänomen. Die Stadt war bewohnt von einem Kleinbürgertum, das

nach Höherem strebte: Seinen Minderwertigkeitskomplex kompensierte es, indem es, zumindest von den Randzonen her, am Kulturleben der Landeshauptstadt teilnahm. So waren auch die Sonntagsspaziergänge durch die Viertel der Reichen, auf denen man beim Anblick der Grundstücke zumindest ästhetisch partizipierte, dem Bestreben nicht unähnlich, auch einmal – und sei es durch einen Stehplatz auf dem letzten Rang, dem Topp – ein Besucher der Oper gewesen zu sein.

Dresden also war mir zutiefst vertraut, von Leipzig aber wußte ich fast gar nichts. Mein Leiden kulminierte in der Tatsache, daß es mich ins Innere einer Großstadt verschlagen hatte. Meine Mutter hatte sich immer bei den Bessergestellten gewöhnt, weil wir, bei aller Bescheidenheit, nicht in einer Mietskaserne, sondern am Stadtrand im Grünen wohnen durften.

In meiner noch immer kindlichen Seele wohnte daher eine Kränkung. Wenn ich, von Dresden kommend, vom Leipziger Hauptbahnhof die mit einigen kärglichen Pappeln gesegnete Breitscheidstraße entlangging, wußte ich, daß mir für die nächsten Jahre das Leben in einem Milieu bevorstand, in dem es mehr Kneipen und Weinstuben gab als intakte Häuser, das mir jedoch nicht die grüne Umgebung von Trachau oder Moritzburg ersetzen konnte. So ging ich Abend für Abend zum Hauptbahnhof, um die Züge nach Dresden abfahren zu sehen. Sie fuhren in eine Erlösung, die mir verwehrt war.

Diese Sehnsucht war das Resultat einer Erziehung, die mir eingeredet hatte, ich sei, ähnlich den Bewohnern der Villen und Landhäuser, privilegiert gewesen. Erst allmählich verlor sich dieses Bewußtsein, und zwar in dem Maße, wie ich Leipzigs Annehmlichkeiten für mich entdeckte: Museen, Bibliotheken, die Gewandhauskonzerte im Kongreßsaal des Zoos, aber auch die Butterbrotpapierlandschaft des Rosentals. Leipzigs Umgebung stand ohnehin in keinem guten Ruf. Ich erinnere mich, einmal eine Wanderung nach dem Dörfchen Seehausen unternommen zu haben, aber dort nichts entdeckte als eine löchrige Dorfstraße, in deren Schlaglöchern, wie in Tümpeln, das Wasser stand. Ein Motorfahrzeug besaß damals kaum jemand meines

Alters, so daß weitab liegende reizvolle Ausflugsziele wie Beucha im allgemeinen unerreichbar blieben. –

Der Pappelschnee, der die Breitscheidstraße vom Hauptbahnhof bis zur Eutritzscherstraße überzog, erinnerte mich daran, daß es schon Herbst war. Ich schleppte Koffer, gefüllt mit Büchern, von der Expreßgutausgabe in meine Studentebude bei Mutter Selle, jene Herbergsmutter, die vor mir schon Karl-Heinz Jakobs Obdach geboten hatte.

Das Zimmer, ein Schlauch, ging auf das Hinterhofgebäude, eine Ruine. Es lag über einer Durchfahrt. Hinter ihr ahnte man die Bäume des Rosentals. Wenn ich im Bett lag, sah ich die hell leuchtende Venus über dem Dach des Drehmaschinenwerks am Zoo. Dazwischen hatte der Krieg die Häuser beseitigt. Früh, wenn ich erwachte, war im Winter das Wasser in der Waschkübel gefroren. Für heutige Begriffe war meine Unterkunft ohne jeden Komfort. Als Schreibtisch diente ein altes Schulpult, das ich bei Klemm & Klau für ein paar Mark erstanden hatte. Es gab noch Fleisch- und Fettmarken; ein Stück »freie Butter« kostete 2,50 Mark, für einen Studenten viel Geld, obwohl mein Stipendium 350 Mark monatlich betrug, ein Privileg, das nur für das Literaturinstitut galt.

Das geistige Leipzig war für mich zunächst natürlich das Literaturinstitut auf der Tauchnitzstraße. Es war in einer Villa untergebracht, das einer Familie von Schnitzler gehört hatte. (Maurer erzählte einmal beiläufig, wie er in diesem Haus als junger Mann einmal bei einer blutigen Anekdote in Ohnmacht gefallen sei, was ihm, da man annahm, der Hunger sei daran schuld, ein Stipendium von wohlhabender Seite eingebracht hatte.) Das Institut war von meiner Bude aus mühelos zu Fuß erreichbar. Unwirklich erscheint mir heute, daß ich damals durch die Gerbergasse ging, von der außer dem Namen nichts mehr erhalten ist, deren altertümliche Häuser mehr oder weniger beschädigt den Krieg überstanden hatten und bald der Abrißbirne zum Opfer fielen.

Ich erfuhr erst später, daß die *Gerberpiepe* bis Kriegsende als Leipzigs Bordellstraße galt, wozu sie, gleich am Hauptbahnhof

gelegen, offensichtlich prädestiniert gewesen war. Dort hatten sich noch einige Tante-Emma-Läden sowie Fleischer und Bäcker erhalten, wo auch die bereits in die Jahre gekommenen Damen des horizontalen Gewerbes, das sich offensichtlich illegal noch hielt, einkauften. Ich selbst war damals zu unerfahren, um die Damen entsprechend einzuordnen.

Mutter Selle wachte streng über die Tugend ihrer Untermieter. Damenbesuch war tabu. Trotzdem gelang es mir viermal (in drei Jahren!), weibliche Wesen in meine Studentenbude einzuschmuggeln. Einmal besuchte mich meine Dresdner Freundin »offiziell«. Trickreich gelang es mir, sie über Nacht dazubehalten. Ein andermal wollte eine Studentin, die ich im Zug von Dresden nach Leipzig kennengelernt hatte, unbedingt mein Zimmer sehen. Obwohl Selles immer ihre Schlafzimmertür einen Spaltbreit offenliessen, um mich besser überwachen zu können, konnte das Mädchen bei mir bleiben. Während des Treffens der Studentenbühnen lernte ich Astrid P. kennen, die als Sängerin kleine Rollen an der Berliner Staatsoper sang und deren Briefe noch heute in meinem Besitz sind. Sie machte den Fehler, ihre Lust laut zu bekunden, was Mutter Selle auf den Plan rief. Als sie klopfte, begehrte ich auf und weigerte mich, die Zimmertür zu öffnen, was mir umgehend den Verlust des Zimmerschlüssels einbrachte. Zuletzt war es Anne, meine spätere Frau, die Mutter Selles Untermieterbett entweihte. Als ich erklärte, sie sei nun meine feste Freundin, wurde Mutter Selle gnädiger, nicht ohne den Hinweis, die junge Dame habe das Zimmer um zehn Uhr zu verlassen ...

Leipzig lag mir, wie ich glaubte, zu Füßen. Freunde aus der Dresdner Zeit, die bereits hier an der Karl-Marx-Universität studierten, klärten mich über die Deutsche Bücherei und die Universitätsbibliothek auf. (Allerdings war die Bibliothek des Instituts selbst mit Raritäten gespickt, so daß man ohne »Giftschein« lesen konnte, was in der DDR noch immer als Geheimtip galt: Bücher von Joyce, Hemingway, Doderer, Musil, Karl Kraus, Benn.) Ich hatte, was meine Bildung betraf, wie die meisten Studenten einen ungeheuren Nachholbedarf. Auch die

Angehörigen der Flakhelfer-Generation, mit denen ich die Seminarräume teilte, standen unter dem Druck, nachholen zu müssen, was sie während Krieg und Gefangenschaft versäumt hatten. Einige, wie Horst Salomon und Werner Bräunig, waren Steiger oder Radiometristen bei der Wismut AG gewesen. Sie waren, wie sich später herausstellte, radioaktiv kontaminiert und stark dem Alkohol zugewandt, da der sogenannte Grubenfusel für die Wismut-Kumpel quasi Pflicht gewesen war: Man nahm an, daß eine gehörige Alkoholzufuhr eine Medizin gegen die radioaktive Strahlung sei.

Wenn man genauer hinsah, war die Studentenschaft ein wüster Haufen, auch wenn die meisten schon ein Buch veröffentlicht hatten, was eigentlich eine Bedingung war, um am Institut aufgenommen zu werden, jedoch auf mich nicht zutraf. Die Handvoll Gedichte, die ich Maurer vorgelegt hatte, war ungedruckt und mitunter dem Zeitgeist verpflichtet. Freilich hatten mich nicht Weinert, Kuba oder Zimmering beeinflußt, sondern Brecht, Eich und Huchel. Später kamen Pflichtübungen, wie eine Kantate für das Hydrierwerk Zeitz oder eine Hymne zur Eröffnung des 1. Deutschen Turn- und Sportfestes hinzu – Texte, derer ich mich alsbald schämte, die jedoch am Institut nicht unerwünscht waren, konnte es doch so seine sozialistische Reputation bestätigt finden. (Maurer hat sie mir allesamt gestrichen, als ich ihm das Manuskript eines ersten Gedichtbandes gegen Studiumsende als Teil der Diplomarbeit vorlegte ...)

Das, was man gelegentlich als Zeitgeist abtut, forderte aber in jenen Jahren seinen Tribut. Auch Maurer, unser Lehrer, entrichtete ihm Verse, die lediglich als Dokumente ihren Wert behalten haben. So entstanden Werke wie die Hymne auf einen sowjetischen Schreitbagger oder die verschämt Deutschlands Einheit ansprechende *Poetische Reise*. Der Massenproduktion von Gedichten in jenen Jahren trat Maurer allerdings mit dem Essay *Die deutsche Lyrik der Gegenwart* entgegen.

Heute scheint mir, daß Maurers hoher Anspruch auch die anderen Dozenten beeinflußt hat. Dr. Kanzog (Wer trägt den schönsten Anzog? Dr. Kanzog!) und Dr. Nalewski, beide Schü-

ler Hans Mayers, betrachteten die politische Gebrauchsliteratur eher mißbilligend und verwiesen uns auf Eluard, Hiktmet, Brecht und, natürlich, auf Hölderlin.

Maurer, der bisher gegen Stundenhonorar unterrichtet hatte, wurde während unseres Studiums zum ordentlichen Professor ernannt. Ein Lyriker als Professor – das war im bisherigen Deutschland, Ost wie West, ein besonderer Fall. Sein hohes Ansehen brachte ihm schließlich 1965 den Nationalpreis ein. Maurer war nie Mitglied der SED und verhielt sich der politischen Linie der DDR gegenüber reserviert. Sein Denken war eher kosmopolitisch, er bezeichnete sich philosophisch als zwischen Kant und Marx befindlich. Einer seiner Lehrer war der inzwischen vergessene Philosoph Hans Driesch gewesen, ein, wie es Marx genannt hätte, »verschämter Materialist«. Das war Maurer, abhold jeder Spekulation, auch. Während der Mondlandung der amerikanischen Astronauten stieg er aufs Dach des Mietshauses auf der Menckestraße und brach sich dabei ein Bein. Mickel nannte Maurer ein »staunendes Kind, das Zigarre raucht«.

Als sich einmal ein Student bei ihm über den angeblichen Gestank seiner Zigarre beschwerte, die er auch während der Seminare, eingeklemmt in eine Pinzette, nicht ausgehen ließ, antwortete Maurer etwas bissig: »Für mich ist das Musik in der Nase!« Ich verstehe nichts von Zigarren, und vermutlich waren seine aus DDR-Produktion tatsächlich Stinker – denn erst Jahre später trafen kurzzeitig die kubanischen Importe ein: neben Zigarren der Weltmarken zu Schleuderpreisen auch Langustenschwänze, ebenso wie die berühmten »schwarzen« Orangen ...

Als Gründungsdirektor erschien das Politbüro-Mitglied Alfred Kurella nur gelegentlich. Er ging alsbald endgültig nach Berlin und wurde durch Max Zimmering, einen Dresdner Lyriker, ersetzt. Ich erinnere mich, daß Kurella seinem Nachfolger seinen Fahrer namens Schulz hinterließ. Dieser beherrschte zeitweilig vollmundig das gesamte Institut. Uns Studenten beschimpfte er als »faule Schweine«, die ihre Stipendien für »nichts« erhielten. Er brüstete sich mit seinem Sohn, der Medi-

zin studierte und Tag und Nacht büffeln müsse, während wir die Zeit totschiügen ... Schulz war ein großer Schnüffler, er beobachtete die Szene sehr sorgfältig, ließ aber auch durchblicken, daß er über das, was sich hinter den Kulissen abspielte, sehr genau unterrichtet war.

Kurella hatte das Literaturinstitut nach dem Vorbild des Moskauer Maxim-Gorki-Institutes ins Leben gerufen, sicher nicht ohne den Nebengedanken, die junge literarische Intelligenz der DDR unter Kontrolle zu bringen. Daß schon kurze Zeit später einige seiner Zöglinge, wie Erich Loest, ausscherten, hatte er bestimmt nicht erwartet. Welchen Anteil er am Sturz Ernst Blochs hatte, weiß ich nicht, aber er war gewiß nicht gering. Die Diskussion um die mangelnde Opulenz der DDR-Literatur in der Wochenzeitung *Sonntag* – die als »Opulenz-Debatte« in die Geschichte der DDR eingegangen ist –, an der Hans Mayer, Zwerenz, Harich u. a. teilnahmen, hatte ihm, der später die Prager Kafka-Konferenz vom Parteistandpunkt aus beschimpfte, die Augen geöffnet, so daß er bald das Politbüro auf Trab brachte ... Ich war politisch noch viel zu naiv, um an diesen Vorgängen wirklich Anteil nehmen zu können.

Kurella erschien mir als durchaus umgänglicher Mann, der öffentlich Picasso als »Ruine« bezeichnete, während man sich erzählte, er habe echte Picassos im Keller seines Pankower Hauses »An der windigen Ecke«, wohin er mich sogar einmal einlud, um mich auf milde Weise zu »vergattern«. Von Picasso sah ich in der gepflegten Funktionärsvilla freilich nichts. Der Arzt Kurella, Erfinder des Kurella-Pulvers, das in meiner Kindheit noch eine Rolle spielte, das aber heute niemand mehr kennt, war sein Großvater – vielleicht ein Grund dafür, daß Kurella Ärzte verabscheute und sie nur als Scharlatane bezeichnete.

Dieser Mann ist mir auch dadurch unvergeßlich, weil er – ich war schon lange kein Student mehr – zu einer Art Gegenveranstaltung einlud, die Hermlins berühmte Lesung junger Lyriker 1962 (an der teilzunehmen ich mich nicht bemüht hatte), die unwiderruflich die »Lyrikwelle« ausgelöst hatte, konterkarieren sollte. In der Akademie der Künste versammelten sich

fast alle Lyriker, die auf Hermlins Veranstaltung gelesen hatten. Unter ihnen auch Volker Braun.

Er las sein Gedicht *Schlacht bei Fehrbellin* aus seinem Zyklus für die Jugend. Er las es, sagen wir: in Brechtscher Manier, Zäsuren betonend, die Verszeilen deutlich voneinander absetzend, was Kurellas Widerspruch hervorrief. Kurella war ein Stotterer. Er konnte lange fließend sprechen, geriet aber dann an ein Wort, das ihm Schwierigkeiten bereitete. Nach solchen Pannen erzählte er immer, daß sein Leiden durch eine Verschüttung bei Chemin des Dames im Ersten Weltkrieg verursacht worden sei. Nun machte er sich für das zäsurlose Lesen stark. Sei es, weil ihm Braun zu sehr nach Brecht klang, einem Mann, den er verabscheute, sei es, weil er seine Theorie loswerden wollte, derzufolge die ersten Verse der Menschheit beim Kamelritt entstanden seien. Reitende Boten hätten sich in Mittelasien, wo Kurella zeitweilig im Exil gelebt hatte, ihre Nachrichten im Rhythmus der Paßgänger eingeprägt. Dr. Bunge, ein Brecht-Mitarbeiter, schenkte dieser Theorie keinen Glauben und bestand auf einem versgemäßen Lesen. Daraufhin erbat sich Kurella von Braun das Manuskript und las das Gedicht fehlerlos und flüssig vor. Da niemand beeindruckt war, ergänzte Kurella seine Lesung mit dem Hinweis, daß er nur *so* lesen könne, denn sei er einmal im Fluß, ergäbe sich der Rhythmus wie von selbst. Dr. W., Redakteur von *Sinn & Form*, ebenfalls ein Stotterer, rief hastig: »Da ... da ... da kann ich dem Genossen Kurella nur beipflichten!« Ob das im Gelächter des Auditoriums unterging, weiß ich nicht mehr, doch vermutlich nicht, denn wir waren zu diszipliniert, um aus der Rolle zu fallen ...

Merkwürdig erschien mir zunächst die Dozentin für russische Literatur, Dr. Trude Richter, deren schlenkernde Armbewegungen mir Rätsel aufgaben, bis ich von ihr erfuhr, daß sie während der Leningrader Hungerblockade an der Glasknochenkrankheit litt und sich mehrfach die Arme gebrochen hatte ... Ihr Mann, der kommunistische Philosoph Hans Günther, war in der Ljublanka dem NKWD zum Opfer gefallen. Trude Richter gelang es, in der Verbannung in Karaganda zu überleben. Dank

einer Intervention von Anna Seghers, die Trude Richter aus dem Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller kannte, wo die Richter bis 1933 Sekretärin Johannes R. Bechers war, kehrte sie Anfang der fünfziger Jahre nach Deutschland, in die DDR, zurück. Man erzählte sich, sie sei eine geborene Gräfin Barnim, was ihrem Äußeren nach nicht unglauhaft war. Einmal fuhr ich mit ihr nach Dresden, wo sie mir ihr Geburtshaus in Löbtau zeigen wollte, das den Bombenangriff überstanden hatte. Dabei stellte sich heraus, daß ihr Vater höherer Postbeamter gewesen war, ob von Adel oder nicht, konnte ich nicht erfahren. Jedenfalls war ihr jetziger Name ein Pseudonym.

Ihre merkwürdige Erscheinung, ihr eiferndes Wesen, waren mir anfangs fremd. Erst als sie einmal mehrere Studenten zu einem Geburtstagsumtrunk in die Regina-Bar einlud (wo an einem Tisch im Hintergrund Günter Grass und Hans Mayer disputierten), wurde mir ihre schwierige Lebensgeschichte verständlich. Ohne sie hätte ich vermutlich die wichtigsten russischen Autoren von Lermontow bis Tschechow und von Dobrojubow bis Belinski nicht gelesen. Ihr forderndes Wesen ließ uns keine Zeit, dem Lektürepensum, das sie uns aufgab, zu entfliehen. Erich Köhler, ein Mann aus Böhmen und der Landwirtschaft zugetan, wies sie einmal mit der Bemerkung zurück, daß die Hühner, die am lautesten gackerten, von ihm das wenigste Futter bekämen. Jede Spielart der Moderne jedoch war ihr aus ideologischen Gründen und tiefstem Herzen suspekt. So erfuhren wir nichts von Jessenin, Blok oder der Achmatowa, geschweige denn von Mandelstam. Trotz ihrer Leidenserfahrung in der Verbannung Kasachstans und dem Schrecklichen, das ihr in der Stalinzeit widerfahren war, war ihr Glaube an eine lichte Zukunft des Sozialismus und der DDR unerschütterter. Von Ingeborg Bachmann beispielsweise, die sie bei einer Lesung im berühmten Hörsaal 40 bei Hans Mayer erlebt hatte, sprach sie nur mit Verachtung. Die *Anrufung des großen Bären* sei nichts anderes als eine Verunglimpfung der Sowjetunion. Und überhaupt, dieses Mädchen ... Als ich meine Diplomarbeit über Heiner Müllers *Der Lohndrucker* schrieb, riet sie mir dringend,

das Stück eines anderen »sozialistischen« Dramatikers, Fred Reichwald, zum Vergleich heranzuziehen, natürlich zu Ungunsten Müllers ...

Als sie später zu ihrem 80. Geburtstag in den Malachitsaal des Hotels *International* einlud, hatte sie für jeden ihrer Absolventen ein Geschenk vorbereitet. Ich erhielt ein großformatiges Foto von ihr. Wo mag es geblieben sein?

Zum Kurella ablösenden ersten ordentlichen Direktor wurde der schon erwähnte Dresdner Lyriker Max Zimmering berufen, ein »Westemigrant«, der sein Exil in der Tschechoslowakei und in England verbracht hatte. Von ihm stammte angeblich der Stalin gewidmete Vers »Im Kreml brennt noch Licht«, der aber tatsächlich aus der Feder Erich Weinerts geflossen war. Ansonsten war Zimmering ein unbeschriebenes Blatt. Man hatte den Eindruck, er mische sich überhaupt nicht in die Angelegenheiten des Instituts ein, sondern überlasse das seinem Stellvertreter oder seinem Fahrer. Man hörte, wenn er einmal im Institut auftauchte, von ihm zur Begrüßung oder zum Abschied immer nur ein »Servus«. Vorlesungen oder dergleichen hielt er nie. Als ich ihn einmal nach einem Clubabend – so nannten sich die mehr oder weniger zwanglosen Zusammenkünfte von Studenten und dem »Lehrkörper« – in sein Leipziger Domizil, das Hotel *International*, begleitete, da ich den gleichen Nachhauseweg hatte, entdeckte ich auf dem Fußweg einen ungewöhnlich großen Maikäfer. Wir sprachen über Mutationen; schließlich erwähnte ich Kafkas Erzählung *Die Verwandlung*. Kafka war offiziell kein Thema. Zu meinem Erstaunen gab Zimmering jedoch kund, daß er Kafka »eigentlich gar nicht so schlecht« finde. Als ehemaliger Emigrant in Prag hatte er vermutlich doch etwas mitbekommen. Das war meine einzige sympathischere Berührung mit meinem Direktor.

Die Episode mit dem Maikäfer löste bei mir eine seltsame Assoziation aus: Ich erinnerte mich an die Erwähnung einer »Maikäferkaserne« in einem von Fontanes zeitkritischen Romanen. Die Frage, ob wir Studenten des Institutes vielleicht nichts anderes waren als Kadetten der von der DDR gewünsch-

ten Literatur, lag nahe, doch ich konnte oder wollte sie mir nicht beantworten. Es gab ja schließlich doch so etwas wie ein mehr oder minder verstecktes Rebellentum, das sich vor allem in den Eskapaden der ehemaligen Wismut-Kumpel Horst Salomon und Werner Bräunig im Café Naschmarkt äußerte. Ich schloß mich dieser Runde zeitweilig an. Es ging dort keineswegs manierlich zu, und Frauen, die in diesem Café verkehrten, spielten dabei eine nicht unerhebliche Rolle ...

Während der Leipziger Jahre war ich von der Angst besessen, an Tuberkulose zu erkranken und erlitt eines Tages einen Panikanfall, als ich blutigen Auswurf feststellte. Ich verlor die Nerven und betrank mich in der Mensa. Das Resultat war schrecklich. Ich wurde irgendwo in einer der Passagen gefunden und von der Polizei in eine Art Ausnüchterungslager im Hauptbahnhof gebracht. Ich hatte noch so viel Verstand, mich daran zu erinnern, daß mir ein Polizist meine Armbanduhr mit der Bemerkung abnahm, ich könne sie nach erfolgter Ausnüchterung auf dem Revier wieder abholen. Als ich dann dort nachfragte, war von einer Uhr keine Rede.

Auf der Suche nach meiner Identität hatte ich also beschlossen, um die Aufnahme als Kandidat der SED nachzusuchen. Damit, so hoffte ich, würde ich endgültig der Einflußsphäre meines Vaters entkommen, die ich für reaktionär hielt, obwohl er selbst der SED als ehemaliges SPD-Mitglied zwangseinverleibt worden war. Obwohl ich es hätte besser wissen müssen, trat ich für die »Vergenossenschaftlichung« der Landwirtschaft ein, was meinen Vater empörte, der um die Tragödien der Stadtrandbauern wußte, weil er einigen die Buchführung besorgt hatte.

Während der Wintersemesterferien wurde ich zum Praktikum aufs Land geschickt. In einem kleinen Dorf in der Nähe von Oschatz wurde ich bei einer Bäuerin untergebracht, die einige Räume im Schloß des durch die Bodenreform enteigneten Barons von Pflitzingslów bewohnte. Dazu gehörte auch die Schloßküche, in deren Mitte ein riesiger Herd stand. Der Schwiegersohn der Bäuerin fuhr nachts betrunken mit seiner AWO in die Küche und umkreiste den Herd.

Auch mit geschlossenen Augen hätte ich die Folgen für die zu Genossenschaftsbauern degradierten Hofbesitzer sehen können. So nahm ich an einer Versammlung teil, bei der es um die Jahresendprämie ging, die gleich null war. Die Wogen der Empörung schlugen hoch. Doch die Mißwirtschaft wurde von oben angeordnet. Damals waren die Rinderoffenställe aktuell. Die Tiere sollten auch bei strengsten Frösten quasi im Freien überwintern. Am grünen Tisch hatte man sich dabei eine Abhärtung der Tiere und mehr Fleisch versprochen. Das gleiche galt für die Schweinehütten. Die Idee kam aus der Sowjetunion. Viele Tiere froren in der eigenen Jauche fest und mußten getötet werden.

Auch diesen Unsinn versuchte ich, wenn auch auf schwachen Füßen stehend, noch zu verteidigen. Mein Auftrag war es, als Ergebnis des Praktikums eine Reportage zu schreiben. Ich entledigte mich dieses Auftrags, indem ich mich in eine Art Naturprosa flüchtete und das Debakel der Offenställe und Schweinehütten nur am Rande erwähnte. Doch das reichte, um von der *Leipziger Volkszeitung* abgelehnt zu werden. Man hätte wohl meine Naturprosa in Kauf genommen, aber einen Bericht, in dem Mißstände, wenn auch nur am Rande, erwähnt wurden, wollte man nicht.

War die Schizophrenie, die ein solches Leben der Anpassung hervorbrachte, auch nicht klinisch, so doch in jedem Fall manifest. Ich litt. Einerseits war da die ideologische Abnabelung von meinem Elternhaus, von der ich glaubte, das ich sie mir schuldig sei; andererseits sah ich die Menschen und Tiere gleichermaßen verachtende Praxis der neuen LPGen, die Verschleuderung aller Werte bis hin zur Zerstörung der bis dato noch erhaltenen Schloßbibliothek in Lampertswalde.

Es dauerte lange, bis ich begriff, daß hier ein Prinzip am Werk war, das sich die Zerstörung der Geschichte auf die Fahne geschrieben hatte. Gelten sollte lediglich jene plebejisch-proletarische Tradition von Thomas Müntzer bis zum Kleinen Trompeter. Auf andere Weise zeitigte auch das eine Art »Kahlschlagliteratur« wie Endlers *Weg in die Wische* oder Reiner Kunzes *Aber die Nachtigall jubelt*.

Trotzdem beharrte ich weiter darauf, Mitglied der SED zu werden. Fast alle Studenten waren in der Partei, die Partei-gruppe tagte hinter geschlossenen Türen. An diesem Geheim-wissen wollte ich teilhaben. Mein Antrag wurde zunächst zu-rückgestellt, später jedoch wohlwollend bearbeitet. Ich wurde Kandidat der Einheitspartei, so wie man vielleicht früher einmal Novize bei den Jesuiten geworden war. Jetzt, 2005, lese ich in Adolf Endlers Erinnerungen *Neblich* eine Notiz, die mich an etwas erinnert, das ich völlig verdrängt hatte:

CZECHO // Einzelheiten über den provozierten PARTEI-AUSSCHLUSS (oder Parteiaustritt) Heinz Czechowskis vor einiger Zeit: Die Begründung, er neige jetzt doch mehr dem »Herrnhutertum« zu; außerdem störe ihn das »operet-tenhafte Gebaren Honeckers« – allseitiges Nicken der Kom-mission angeblich, das geringere Übel, klar! Schon der »Ein-tritt« damals als Jüngling habe auf dem Irrtum beruht, Brecht wäre Mitglied der Partei ... Ich hoffe, daß dieses Wunderbare nicht erfunden ist.

Um uns ideologisch auf Vordermann zu bringen, hatte Alfred Kurella Nikolai Janzen aus Moskau zum Professor für Philo-sophie bestellt. Janzen, noch immer ein Stalinist reinsten Wassers, sollte uns den Klassenkampf schmackhaft machen, auch mit der Waffe in der Hand. Für ihn stand die Besetzung West-Berlins un-mittelbar bevor. Mir machten die Appelle des Agitators Janzen ein schlechtes Gewissen. Fuhr ich doch oft an den Wochenenden mit einer Freundin nach West-Berlin, um mich mit Büchern und Zeit-schriften zu versorgen. Andererseits war das ganz normal: Man bewegte sich ja, wie Janzen gepredigt hatte, in Widersprüchen. Trotzdem waren solche Ausfahrten nichts weniger als frevelhaft. Als die Genossen der Seminargruppe anlässlich eines Umtrunks im Ratskeller die Katze aus dem Sack ließen und mir zu verstehen gaben, was für ein mieser Genosse ich in meiner ideologischen Wankelmütigkeit doch sei, begann ich daran zu zweifeln, daß es richtig gewesen war, um Aufnahme in die Partei nachzusuchen.

Doch es darf nicht verschwiegen werden, daß es auch unter den Zöglingen des Instituts einige gab, die darum rangen, die allgemein gültigen Tabus zu hinterfragen. Zu ihnen gehörte auch Werner Bräunig, der Wismutkumpel, der trotz seiner bis zum bitteren Ende durchgehaltenen Parteitreue seine Zweifel laut äußerte. Bräunig war ein besessener Leser. So war es nicht verwunderlich, daß er auf »bürgerliche« Autoren stieß, die seinen Glauben an den sozialistischen Realismus ins Wanken brachten.

Man traf sich zu freimütigen Gesprächen im Erdener Treppchen, einem Lokal an der Thomaskirche, nicht ahnend, daß unter uns ein Stasispitzel mit dem Decknamen Heinz Callus am Werke war. Er überlieferte der Behörde detailliert unsere Ansichten über Gott und die Welt. Man schrieb das Jahr 1961. Vom Vorhandensein einer derartigen Behörde hatten wir schon gehört, doch schien es uns undenkbar, daß wir, die guten Genossen, schon längst das Interesse des MfI erregt hatten. –

Später, als ich mein Studium fast schon beendet hatte, lebte ich mit meiner ersten Frau, einer Bibliothekarin, in einem alten Mietshaus auf der Uferstraße. Die Parthe – ein kanalisiertes stinkendes Fließchen, an deren Ufer eine Villa stand, Traumgehäuse eines Emporkömmlings vielleicht, eines Fabrikanten, in die wir uns sogar einmal einzumieten gedachten, was jedoch am Widerstand des Wohnungsamtes scheiterte – hatte der Straße ihren Namen gegeben.

Die absolute Armut, in der wir nach heutigen Maßstäben lebten, war uns überhaupt nicht bewußt. Unsere Bedürfnislosigkeit war vollkommen. Aber selbst dem Essen und Trinken waren Grenzen durch das geringe Angebot gesetzt. Auch wenn wir die Zeit der Lebensmittelmarken gerade hinter uns hatten, war unsere Bescheidenheit grenzenlos. Der Mittelpunkt unseres Lebens war die Kultur. Literatur. Musik. Kino. Dafür mußte man nicht viel Geld ausgeben. Gegenüber von unserem Haus, der Bruchbude, die Kongreßhalle des Zoos, Domizil des Gewandhausorchesters. Konwitschny, Stokowski. Maurer, Mayer und Bloch: für uns die drei Gewaltigen der Stadt. Hinter einer

Säule verborgen lauschten wir ihren Pausengesprächen und profitierten davon. Vielleicht hätte ich für immer den Spruch beherzigen sollen: Du sollst deinem Gott nicht andere Götter hinzugesellen. Aber vielleicht hätte sich nur der etwas kleinwüchsige und mit einem Sprachfehler versehene H. M. damit einverstanden erklärt. Insgesamt aber waren die drei Herren allesamt Vertreter eines Bildungsbürgertums, das heute als ausgestorben betrachtet werden darf ... Einer meiner damaligen Freunde, ein Germanist, Schüler des allgewaltigen Professors von der Tschaikowskistraße, der auf der Oststraße wohnte und den Dialekt seiner Heimat sprach, das moselfränkische Oberlausitzisch, erzählte mir, der Professor habe ihm gesagt, er werde mit dieser Sprache niemals eines differenzierten Gedankens fähig sein. Mein Freund, der die Fähigkeit hatte, fast alles wegzustecken, ergänzte seinen Bericht mit dem Satz, M. habe das natürlich viel differenzierter ausgedrückt ...

Meine Spaziergänge führten mich gegen Abend ins Rosental. Auratische Landschaft, verkommen und ungepflegt, zwischen dem Unterholz die Liebespaare, begleitet vom Löwengebrüll aus dem Zoo ... Und der massige, riesige Mann neben mir in der Abendröte eines Sommertages. Seine seltsame Kleidung, sein gravitatischer Gang, die Arme hinter dem Rücken. Meine Chancenlosigkeit in dieser Stadt; ich, in seinen Augen fast noch ein Knabe, und seine Stimme, die des Verwöhnten, Gestürzten, einer Zeit angehörig, von der es kaum noch Zeugnisse gab. Ein Toter? Ein Untoter? Eine Reliquie aus dem Schattenreich derer, denen man, wenn man sich Mühe gibt, überall begegnen könnte? Was hatte er mit dieser Zeit zu tun? Wohin bewegte er sich und wozu?

Es kam ein Wind auf. Und ich träumte vorweg, was mich erst Jahrzehnte später erreichen würde: Du siehst ja, was aus mir geworden ist, sagte ich zu meiner ehemaligen Frau, die mit einem Champagnerglas in der Hand inmitten einer Gesellschaft stand, die sich im Goethehaus zu Weimar anlässlich einer Preisverleihung 1995 versammelt hatte.

Und Goethe war es ja gewesen, der seine Begegnung mit dem Manne, dem ich im Rosental gegenüberzustehen glaubte,

überliefert hatte: »Wir ließen uns melden. Der Bediente führte uns in ein großes Zimmer, indem er sagte, der Herr werde gleich kommen. Ob wir nun eine Gebärde, die er machte, nicht recht verstanden, wüßte ich nicht zu sagen; genug, wir glaubten, er habe uns in das anstoßende Zimmer gewiesen. Wir traten hinein zu einer sonderbaren Szene: denn in diesem Augenblick trat Gottsched, der große, breite, riesenhafte Mann, in einem grün-damastnen, mit rotem Taft gefütterten Schlafrock zur entgegengesetzten Türe herein; aber sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt sein: denn der Bediente sprang mit einer großen Al-longeperücke auf der Hand (die Locken fielen bis an den Ellenbogen) zu einer Seitentüre herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockner Gebärde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perücke von dem Arme des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Tür hinaus wirbelte, worauf der ansehnliche Altvater uns ganz gravitatisch zu sitzen nötigte und einen ziemlich langen Diskurs mit gutem Anstand durchführte.«

Meine Lehrzeit als Soldat

Sich ins Unabänderliche zu fügen – wer täte es nicht gern? Oder ist dieser Satz nicht schon so falsch, wie er es überhaupt nur sein könnte? Auch das Studium am Literaturinstitut war nicht frei von Zwängen, die ins Unabänderliche führten. Schon einige Tage nach Studienbeginn gab es so etwas wie einen halb-militärischen Einsatz. Er galt der Räumung einer Hausbibliothek, die sich der westflüchtige ehemalige Bibliothekar namens Loewe auf Kosten des Literaturinstitutes eingerichtet hatte. Auf Lastwagen transportierten wir den umfangreichen Bücherbestand ins Institut, wo die Schätze auf dem Boden des Gemeinschaftsraums und in den Seminarräumen ausgebreitet wurden. Nach einem Vorgriff des jetzigen Hausbibliothekars hatten die Studenten die Gelegenheit, jeden der übriggebliebenen Bände zum Stückpreis von einer Mark zu erwerben. Es war wie an einem Weihnachtstag, als sich die Doppeltüren öffneten und wir das zum Allerheiligsten gewordene Zimmer betreten durften. Natürlich waren die wenigen Bücherkenner im Vorteil gegenüber jenen, die mit verunsicherten Blicken, angetrieben nur von der Begierde des Erwerbs, sich den Schätzen näherten. Ich weiß noch, daß einer jener Studenten, die sich schon als gestandene Literaten ausgewiesen hatten, gemeinsam mit mir auf zwei Quartbände zusteuerte und diese an sich riß. Es handelte sich (wie sich später herausstellte) um eine frühe Ausgabe von *The Indians of North America*, in Leder gebunden und reichlich mit kolorierten Kupfertafeln versehen, erschienen bei *Mann & Co.* in New York ... Was ich erhaschte, besitze ich heute noch.

Es handelte sich um eine Kleist-Ausgabe, zwei Bände Otto-Julius Bierbaum, zwei Bände Lichtenberg in Ganzpergament und einigen Kleinkram. Abgesehen von einigen Büchern, die ich bis dahin erworben hatte, bildeten sie den Grundstock meiner Bibliothek ...

Zu den halb-militärischen Unternehmungen gehörten auch die Kartoffelaktionen auf den Äckern Mecklenburgs. In geschlossenen Gruppen stiegen wir im Leipziger Hauptbahnhof in den Zug, um im Morgengrauen irgendwo in der Nähe von Schwerin anzukommen. Hinter wippenden Pferdeärschen auf Gummiwagen verfrachtet, ließen wir uns schließlich, eingewickelt in verkeimte Decken, in der Scheune einer LPG nieder. Es war schon spät im Jahr, in der Morgenfrühe brauten die Nebel, das einzige Ehepaar unter uns, Tuschels, bekam einen Extraraum zugewiesen und die blassen Gesichter der Studenten etwas Farbe. Auf langen Holztischen, in die Kuhlen eingearbeitet waren, wurden Kartoffelmauke, Rühreier und Buttermilch verteilt. Es ging uns gut, obwohl die wortkargen Mecklenburger kaum mit uns sprachen. Selbst die Strammsten unter uns gaben sich der entspannenden Atmosphäre des Ausnahmezustands hin. Hier war man Mensch, hier durfte man es sein ...

Dann wurde es ernst. Eines Tages wurde uns erklärt, daß wir nun alle der Kampfgruppe der Arbeiterklasse angehörten. Ein Ausweichen war unmöglich, und so marschierten wir in schlecht sitzenden Monturen und mit Mützen, die mich an den Reichsarbeitsdienst erinnerten, zum Waffenempfang. Einer von uns hätte seine MP fast geküßt, als er sich zu mir wandte und mit entzücktem Gesichtsausdruck sagte: »Mit der bin ich über Kreta abgesprungen.« Auch andere Studenten, vorwiegend älteren Semesters, nahmen die Waffen, die uns aus dem Keller des alten Reichsgerichtshofes gereicht wurden, dankbar entgegen. Waren sie doch bis zum Ende des Dritten Reiches brave Soldaten gewesen: Werwölfe, Ein-Mann-U-Boot-Fahrer, umerzogen in sowjetischen Antifa-Lagern, Volkspolizisten der ersten Stunde, Offiziere der Nationalen Volksarmee. Auch ich nahm eine der alten Wehrmacht-MPs entgegen und hielt sie, mangels

militärischer Ausbildung, wie ein Baby in der Armbeuge. Wir wurden auf LKWs verladen und nach Leuna zum Gänseanger gebracht, alte Frontschweine und junge Tunichtgute, wie Werner Bräunig und ich. Dort fand im Gedenken an den Arbeiteraufstand von 1923 eine Kampfgruppenparade statt. Ich muß in meiner Kluft, dem Kampfanzug und der dazugehörigen Schirmmütze ungeheuer komisch ausgesehen haben. Fiel es mir schon schwer, im Gleichschritt zu marschieren, so war mein Versagen beim Paradeschritt vorprogrammiert. Am Straßenrand stehende Leunaarbeiter kommentierten unseren Auftritt mit breitem Grinsen und spöttischen Zurufen. Mehr stolpernd als marschierend, die lächerliche ungeladene MP vor der Brust, schien mir nichts ersehenswerter als das Ende der Veranstaltung. Doch die Sache dauerte. Im Karree aufgestellt, mußten wir Schalmeyenchöre und Festreden über uns ergehen lassen. Nichts Besseres fiel mir die ganze Zeit über ein als der Vers:

Scheiße, sprach der Großherzog,
Als die Armee vorüberzog,
Ich gäb die ganze Scheißmiliz
Für einen dicken Weiberpiz.

Das war, wenn ich mich richtig erinnere, der Beginn meiner militärischen Laufbahn.

Skeptisch lauschte ich weiterhin Nikolai Janzen, der uns zur Besetzung Westberlins aufrief. Der untersetzte Agitator, der nach Aussagen des Kraftfahrers, der unsäglich dumm war, von Alfred Kurella während einer Berlinfahrt im Fond des Wagens zum Professor befördert worden war, stand am Pult und donnerte mit blitzenden Schweinsäuglein von unserer Pflicht, mit der Waffe in der Hand den Kurfürstendamm zu besetzen. Seine Adepten, die er schon im Antifa-Lager bearbeitet hatte, nahmen eine straffe Haltung an und applaudierten.

Von Kant oder Hegel hörten wir bei Janzen, der, wie man unterirdisch vernahm, an der Abschaffung von Ernst Bloch mitarbeitete, nichts, dafür gab es, neben Marx-Engels light, so

etwas wie eine höchst überflüssige Einführung in den Atheismus: Religion – Opium fürs Volk. Angesichts dieses philosophischen Tiefstands hatte ich das Gefühl, Marx müsse gegen den Strich gelesen werden. Ich vertiefte mich in *Die deutsche Ideologie* und Engels' *Geschichte des Bauernkriegs* – beide Werke hinterließen bis heute einen bleibenden Eindruck, ohne das ich je »Marxist« geworden wäre. Marx war ja schließlich auch keiner, was er mehrfach betonte. Alle diese Bücher besitze ich noch heute und bin neuerdings zu ihrer Lektüre zurückgekehrt. Die zahllosen Anstreichungen, die ich mir damals machte, belegen eine ernsthafte Auseinandersetzung mit diesen Texten. Und natürlich gehörte auch der zwiespältige Ernst Bloch zu meinen Favoriten.

Für den von Janzen – der von den meisten Studenten verehrt wurde – gepredigten Obskurantismus empfand ich mehr und mehr Verachtung. Für den Kreis um Tragelehn und Heiner Müller, den ich in Berlin aufsuchte, war das, was am Institut gelehrt wurde, ohnehin kalter Kaffee, von Maurers Seminaren abgesehen. Eine Methodenlehre gab es außerhalb von Maurers Seminaren ohnehin nicht. Als ich Jahre danach während eines »Sonderkurses« Derartiges in einem Brief an Max Walter Schulz, dem damaligen Direktor, einforderte, wurde ich umgehend vor seinen Schreibtisch zitiert, und er warf mir die »böswillige Untergrabung« des Instituts vor. Heute denke ich: Hätte ich doch nur noch mehr solcher »Untergrabungen« riskiert ...

Die bildungshungrigen Adepten sah man selten in der Deutschen Bücherei und in der Universitätsbibliothek, denn sie verbrachten sehr viel Zeit auf Parteigruppensitzungen. In der Partei zu sein war zwar nicht Voraussetzung für ein Studium, jedoch von Vorteil. Mitglied der Kampfgruppe zu sein schien mir eine gute Voraussetzung, um in die Partei zu gelangen. Diese Mitgliedschaft war allerdings keineswegs freiwillig, sondern obligatorisch. Irgendwo in Engelsdorf gab es einen Schießstand, wo tatsächlich mit scharfer Munition mit Karabinern geübt wurde. Immer wieder erstaunte mich die Begeisterung der »alten Frontschweine«. Sie würzten ihre Schießübungen mit scharfen

Landserwitzen. Keine Rede von Brechts »Und sie konnten, wenn sie keinen Helm aufhatten, / Die Sterne der Heimat sehn.« (Die gleiche Begeisterung erlebte ich übrigens Jahre später bei den Germanisten der Martin-Luther-Universität in Halle, die gern als »Kampfgruppenhunde« verkleidet ins Saale-tal ausschwärmten, um dort für ein Wochenende in fröhlicher und keineswegs alkoholfreier Runde Frauen und Kinder zu vergessen. Ihnen geriet ich eines Tages ins Visier, als ich bei Wettin Hügelgräber aus slawischer Zeit fotografieren wollte: Ich mußte den Film aus meiner Kamera entfernen und abgeben, da ich verdächtigt wurde, »Bewegungen« der Kampfgruppe fotografiert zu haben ...)

Kurz und gut: Die Kampfgruppen nahmen sich ungeheuer ernst, wurden auch mit leichten, gepanzerten Fahrzeugen veralteter sowjetischer Bauart ausgerüstet und waren selbst am Rande der Montagsdemonstrationen im Herbst 1989 noch die verlässlichsten Kräfte, die den Untergang der DDR mit ihren Waffen verhindern wollten. Heute fragt man sich: Wo sind sie nur alle hin? Hat es sie nie gegeben? Wie ein Spuk sind sie verweht ...

Irgendwann während der Studienzeit fanden Volkskammerwahlen statt. Es wurde die Parole verbreitet, feindliche Kräfte seien bereit, diese Wahlen massiv zu stören. Deshalb sei es notwendig, die Wahlstützpunkte zu bewachen.

Mit je einem Karabiner (ohne Munition) bewaffnet schoben Erich Köhler und ich im Leipziger Süden Wache vor einem Wahllokal. Es war ein Samstag, Leute gingen vorbei, Nachtschwärmer grinsten und machten spöttische Bemerkungen. Das Ganze war ein lächerliches Spiel, ich schämte mich; die DDR war ein Frosch, der sich aufblähte und wichtig nahm und seine Wichtigkeit mit derart lächerlichen Aktionen unterstreichen wollte.

Das wußte im Prinzip jeder, doch die Schizophrenie spaltete das Staatsvolk der DDR in eine offizielle und in eine private Sphäre, in der man sich über die offizielle Seite lustig machte. Das nützte aber wenig, denn die von oben angeordnete Militarisierung der DDR schritt voran. Die Gründung der Kampf-

gruppen war ein letzten Endes geschickter Schachzug, der nicht nur einen neuen 17. Juni verhindern sollte, indem er die »Werk-tätigen« an der militärischen Sicherung »ihres« Staates beteiligte, sondern darüber hinaus vielen auch einen Lustgewinn verschaffte.

Eine der letzten Übungen, die ich mitmachte, fand auf dem Messegelände statt. Ich wurde als Melder eingesetzt. Der angenommene Fall war ernst: Diversanten und Saboteure hatten sich einzelner Messehallen bemächtigt; es galt zu ermitteln, welche Objekte bereits in ihrer Hand waren. Echt waren jedoch die Arbeiter, die ein Dach teerten und unser Treiben belustigt verfolgten und durch Zurufe kommentierten. Im Schatten der Hallen pirschte ich mich mit vorgehaltener Maschinenpistole voran, angewiesen, kein Risiko einzugehen und die Meldung dem Stab zu überbringen. Es war heiß, der Schweiß lief unter dem Stahlhelm hervor; innerlich belustigt, aber durch die Zurufe der Arbeiter auch ein wenig gekränkt – wußten die denn nicht, daß mein Meldegang alles andere als freiwillig war? –, rannte ich über die Asphaltstraßen, meinem Ziel entgegen. Die Hand an der Stahlhelmkante, erstattete ich Meldung. Ich weiß nicht mehr, worum es sich handelte. Es war, wie gesagt, ein sehr ernstes Spiel. Und die Genossen mir gegenüber sahen das auch so. Trotzdem konnten sie ob meiner Atemlosigkeit, die den Ernst der Lage betonte, ein leises Lächeln nicht unterdrücken. Mit einer Gegenmeldung ausgestattet, trat ich den Rückweg an, eine Art Spießbrutenlauf unter den Blicken der Dacharbeiter ...

Wer so wie ich, umgeben von Kasernen, marschierenden SS-Kompanien, stolzen Uniformen, auch in der Familie, aufgewachsen war – konnte den dieser Mummenschanz überhaupt beeindrucken? Eine leise Ahnung davon, was militärische Disziplin im Menschen anzurichten vermag, ergriff mich. Einmal in Reih und Glied gestellt, schien es kein Entrinnen zu geben, es sei denn die Fahnenflucht, die wiederum vor den Mündungen von zwölf Karabinern enden konnte. Gewiß, ein Ausscheren aus der Reihe der Kampfgruppe hätte nicht dieses dramatische Ende gezeitigt, aber eine Relegierung wäre mir sicher gewesen.

Und noch lebte ich unter dem Bannstrahl der Hoffnung, eine literarische Karriere sei mir nur im Rahmen der Anpassung möglich. Ausbruchsversuche, oft unter Vorspiegelung von Krankheit, hatte es genügend gegeben; Versuche, den unerträglichen Predigten von Nikolai Janzen oder der eifernden Trude Richter zu entkommen. Noch war die Mauer nicht gebaut, noch konnte ich an Wochenenden nach Westberlin, um mich mit meiner Dresdner Freundin zu treffen, offensichtlich unbeobachtet, denn in meinen »Akten« läßt sich kein Hinweis auf diese »Fluchtversuche« finden.

Wir schlemmten dort in einem kleinen Hotel in der Kantstraße, denn ihr Vater hatte I. in Westberlin ein kleines Vermögen hinterlassen. Das Leben inmitten der Annehmlichkeiten der Westsektoren mit Moselwein, Westklamotten, Büchern – wie wäre man sonst an Ezra Pound herangekommen? – unterschied sich scharf vom Alltag in Leipzig und anderswo. Noch am Sonntag in Westberlin, verkündete ich am Dienstag auf einer Lesung vor LPG-Bauern »die neue, große Schönheit« der zusammgelegten Felder – keine Rede davon, daß auch ich wußte, daß die Kühe in Offenställen festgefroren waren und notgeschlachtet werden mußten.

Im Zerrspiegel des Lehrbetriebs am Institut ergab sich ein merkwürdiges Bild: Maurers großzügige Seminare, seine Liberalität; engherziger Dogmatismus, dem er, so gut es ging, auswich. Wußte er überhaupt etwas von der militärischen Ausrichtung des Studiums? Und wollte er es überhaupt wissen? Später einmal, während einer der Sonderkurse, schien er sogar etwas stolz zu sein, daß auch ein Major der NVA, ein »Armeeschriststeller«, der einen Gedichtband mit dem Titel *Wenn die Hautbitzen schießen* veröffentlicht hatte, sein Seminar besuchte.

Mein allerletztes Abenteuer mit der NVA stand mir noch bevor. Es muß ein sehr grauer Novembertag gewesen sein, als ich zur Musterung einrücken mußte. Ich war erkältet, hatte etwas Fieber und schlechte Laune, als ich in Trotha in aller Frühe die Straßenbahn bestieg. Mit mir der Mitarbeiter der Bezirksleitung der SED Hanke. Ihm gesellte sich ein knorriger,

mir unbekannter alter Genosse hinzu. Er hätte ebenso gut ein alter SA-Mann wie ein »Aktivist der ersten Stunde« sein können, vermutlich aber beides, kurz: einer der Helden, wie sie in Christa Wolfs *Der geteilte Himmel* auftreten. Ich war so unklug, meine Unwilligkeit zur Musterung kundzutun, was räuspertes Schweigen hervorrief. Nach der üblichen »Schwanzparade« durfte ich mich wieder anziehen und in Erwartung des Urteils der Musterungskommission entgegensehen. Es war mir nicht gleichgültig, als ich in der Kommission das Gesicht des alten Genossen entdeckte, hatte ich doch zu offenherzig geredet. In meinen Papieren blätternd, ließ der Tadel des alten Genossen auch nicht lange auf sich warten. Wie ich, ein Genosse, dazu käme, mich derart abfällig über den Ehrendienst zu äußern? Ich stotterte irgendetwas von »Fieber« und »schlecht geschlafen«, fand aber keine Gnade. Ich wurde als für den Dienst bei den Mot.-Schützen tauglich befunden, was soviel galt wie Dienst in einer Strafkompagnie, denn »Intellektuelle« wurden sonst eher für den Dienst im Funk- und Nachrichtenwesen gemustert. Ich erhielt meinen Wehrpaß, wurde entlassen und habe bis zum Ende der DDR nie wieder etwas von der NVA gehört.

Die Hälfte des Lebens

Ein Blick in Terminkalender und Aufzeichnungen der siebziger und achtziger Jahre erinnert mich an Tiefen und Höhen meines Lebens. Die endgültig nicht mehr zurückzuweisenden persönlichen und gesundheitlichen Krisen, Liebe, Scheidung, häufiger Wohnungswechsel, die durch Scheidung bedingten Schicksale der Kinder – all das hinterließ Narben, auch wenn mir erspart blieb, durch die Mühlen von Verhören und Gefängnisaufenthalt gedreht zu werden oder durch »Republikflucht« in eine mir damals ungewiß erscheinende Zukunft zu gelangen.

Als Volker Braun einmal angesichts des Lebenslaufes von Stephan Hermlin bemerkte, wir alle hätten keine Biographien, widersprach ich ihm heftig. Hatten wir nicht Krieg und Nachkrieg, die Zerstörung Dresdens, die Nazis und die Russen erlebt? Waren unsere Bildungswege oft nicht abenteuerlich genug? Waren wir nicht von bedeutenden Zeitgenossen beachtet und ihre Freunde geworden? Ich dachte an Maurer, Kundera, Jan Skácel, Erich Arendt und viele andere, aber auch an uns selber, die wir uns anschickten, mitzureden.

Hatte ich mich in dem Gedichtband *Wasserfahrt* (1967) noch unentschlossen geäußert und mich in dem Gedicht *In diesem besseren Land* vorsichtig und mit Zurückhaltung zur DDR bekannt, so stellte sich mein Verhältnis zu diesem Staat schon in *Schafe und Sterne* (1974) und vor allem in *Was mich betrifft* (1981) ganz anders dar. Freunde und kritische Zeitgenossen hatten mir auf die Sprünge geholfen. Zu ihnen gehörten neben Uwe

Grüning und Wulf Kirsten auch der Germanist Günter Hartung, ein allseits gebildeter und kluger Mann, von dessen langjähriger Tätigkeit als Stasi-Informant ich erst nach 1989 erfuhr.

Ich war nach dem Studium ganz ohne mein Zutun nach Halle gekommen. Werner Bräunig, schon in der im Bau befindlichen Trabantenstadt Halle-Neustadt ansässig, befreundet mit dem 1. Sekretär der Bezirksleitung Horst Sindermann, vermittelte mir nicht nur eine Stelle als Lektor im Mitteldeutschen Verlag, sondern einige Zeit danach auch eine Wohnung in Halle-Trotha, einem weiteren Neubaugebiet.

Als ich zum ersten Mal das Gebäude des Mitteldeutschen Verlages betrat, das ehemalige Domizil einer Schlagenden Verbindung – der Paukboden war noch erhalten –, begegnete ich auf der Treppe einem Mann, der sich als Horst Drescher vorstellte. Meine Euphorie, hier als Lektor arbeiten zu dürfen, quittierte er mit einem müden und nachsichtigen Lächeln. Er hatte, wie ich bald erfuhr, gerade gekündigt und war im Begriff, das Haus endgültig zu verlassen und anderen Lektoren – so dem späteren Filmregisseur Egon Günther – zu folgen.

Ich wurde zunächst in ein verstaubtes Dachzimmer gesetzt. Meine Aufgabe bestand darin, unverlangt eingesandte Manuskripte zu lesen. Es war die Zeit nach der 1. Bitterfelder Konferenz, und jedermann schien zu schreiben. Das einzige Pfund, mit dem ich wuchern konnte, war meine Erziehung durch Georg Maurer am Literaturinstitut. Eine Ausbildung im Verlag gab es nicht. Ich war mir selbst überlassen. Meine ablehnenden Briefe führten zu Protestschreiben der Betroffenen. Ich wurde zum Cheflektor Heinz Sachs zitiert und gerügt. Meine Maßstäbe seien abstrakt und viel zu hoch.

Heinz Sachs war im übrigen ein umgänglicher Mann, ein kommunistisches Urgestein. Ernst Thälmann hatte, wenn er in Halle war, immer bei den Eltern Sachs übernachtet. Über irgendeine einschlägige Ausbildung verfügte er nicht; er war, ebenso wie der Verlagsleiter Bressau, der als Häftling das KZ Buchenwald überlebt hatte, von der Partei auf diesen Posten berufen worden. Es gab eine sehr geschmeidige graue Eminenz, den immer tadellos

gekleideten Herrn Noglik, der angeblich in Wien auch bei Sigmund Freud studiert hatte und Breslauer war. Er »überarbeitet« die Bücher von Otto Gotsche und einigen anderen Parteiautoren, bewohnte in Leipzig ein nobles Haus und diente, wie viele, dem Überwachungsapparat, der sich so gern »Tscheka« nannte, mit Informationen. Er hatte sich Ruhm erworben, als er das Gesamtwerk von Wolfgang Borchert herausbrachte.

Von dieser Sorte gespaltener Menschen, die in der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts eine so große Rolle gespielt hatte, war auch Dr. Reso, ein ebenso gebildeter wie schizophrener Mann. Erst nach 1989 fiel mir auf, daß Intellektuelle offenbar besonders anfällig für die Stasi-Mitarbeit waren. Waren sie besonders erpreßbar? Oder reizte es sie, ein Doppelleben zu führen? Doch während meiner Arbeit im Verlag bemerkte ich davon nichts.

Auch ich wurde, obwohl ich nun Kandidat der Partei war, argwöhnisch beobachtet, was ich damals freilich noch nicht mit der Stasi, die mir herzlich gleichgültig war, in Verbindung brachte. Sicher lagen in meiner Kaderakte Papiere aus meiner Leipziger Zeit, denn ich wurde – das erfuhr ich bei Durchsicht meiner Akte 1995 – seit 1961 observiert.

Geradezu als Lichtgestalten gegenüber den zwiespältigen Figuren des Verlages empfand ich Christa und Gerhard Wolf, die allerdings erst zaghaft begannen, eine kritische Distanz zu Partei und Staat aufzubauen. Diese sich ankündigende Distanzierung wurde schon in der *Moskauer Novelle* Christa Wolfs sichtbar. Aber so etwas behielt man während der Lektoratssitzungen, an denen auch Christa und Gerhard teilnahmen, lieber für sich. Und wer hätte damals ahnen können, daß diese bescheidene junge Autorin, die eines Tages, schon prominent geworden, ihre Kinder in der Zeitschrift *Für dich* stolz als das blaue Halstuch tragende Junge Pioniere präsentierte, einmal zur deutschen Großschriftstellerin avancieren würde?

Gerhard Wolf hatte als erstes Signal für das Aufkommen neuer Stimmen in der Lyrik der DDR mit ungewöhnlicher Sensibilität die Anthologie *Bekanntschaft mit uns selbst* ediert,

die viele Autoren vorstellte, die ein paar Jahre später von sich reden machten, als die durch Stephan Hermlin inaugurierte Lyrikwelle anbrach.

Unter Wolfs »Stabführung« (wie Endler es genannt hatte) begann ich nun als Lyrik-Lektor tätig zu werden. Walter Werner, Reiner Kunze, Georg Maurer und später Uwe Greßmann gehören zu den Autoren, deren Manuskripte über meinen Tisch als »Kolektor« gingen. Lyrikerinnen gab es, abgesehen von der Erzgebirglerin Martha Weber, einem »Naturtalent«, eigentlich nicht. Sarah Kirsch war die erste, die bei uns erscheinen sollte, aber sie und Rainer Kirsch zogen es vor, zum Verlag Junge Welt und später zum Aufbau Verlag zu wechseln.

Dem Verlag hing immer ein wenig der Ruf des Mittelmäßigen an – was ihm den Spottnamen »Mittelmäßiger Verlag« einbrachte. Das traf sicher auf viele Prosabücher zu, konnte aber nicht für die Lyrik gelten. Auf diesem Gebiet leistete Gerhard Wolf jene Schrittmacherdienste, die beispielsweise die Anthologie *Sonnenpferde und Astronauten* hervorbrachten, in der auch der damals noch nicht verfemte Wolf Biermann vertreten war.

Nach der Maßregelung durch die Partei sangen Biermann und Evamaria Hagen gelegentlich in privaten Zirkeln Halles, so im Atelier Sittes, oder bei dem Germanisten Kurt Krolop, einem Kafka-Spezialisten, der sich mit schönen Frauen umgab. Nach einem solchen Auftritt begegnete ich Biermann und der Hagen vorm Händel-Denkmal auf dem Hallmarkt. Biermann fragte mich: Hast du schon eine Drahtarfe? Ich mißverstand die Frage total und sagte: Nein, nur ein Klavier. Das wurde als Witz verstanden und mit Lachen quittiert. Biermann schenkte und signierte mir das eben bei Wagenbach erschienene Büchlein, und ich verstand nun, worum es sich handelte ...

Ermutigt durch die Bitterfelder Konferenz und deren Motto »Greif zur Feder, Kumpel!« tauchten auch im Mitteldeutschen Verlag alsbald Leute mit Manuskripten auf, die samt und sonders nichts als ihre Unbrauchbarkeit unter Beweis stellten. Der Aufruf »Greif zur Feder ...« ging angeblich auf meinen Freund Werner Bräunig zurück, dem jedoch von höherem Ort die ganze

Angelegenheit zugeschoben worden war. Warum, fragte ich mich, wehrt er sich nicht gegen diesen Unsinn? Gleichzeitig sah man in Bitterfeld auch keine geringere als Anna Seghers, die, müde geworden, alles hinnahm.

Gegen solche Unerträglichkeiten gab es nur ein Mittel: das Seine zu tun und als »junger Autor«, der man ewig war, seine eigene Sprache zu finden. Es galt als unklug, im Schriftstellerverband aufzubegehren. Doch mitunter hielt ich mich nicht an diese Regel, so, als der Verband eine Ergebniseadresse an Werner Felfe, den 1. Sekretär der BZL Halle verabschiedete, in der es hieß, daß die Autorinnen und Autoren Halles immer an Werner Felfe dächten, wenn sie die Feder zur Hand nähmen. Mein Einwand, daß wir doch nicht mehr in Zeiten der Ming-Dynastie lebten, rief Bestürzung hervor. Rainer und Sarah Kirsch meinten: »Czecho, du bringst uns alle noch ins Unglück!«

Was tat man nach solchen Versammlungen? Man ging saufen und spülte alles hinunter ... Aber nicht immer lief es so glimpflich ab. Als eine solche Versammlung eines Nachts zu Ende ging und ich schon vor der Tür des Heinrich-Heine-Pavillons stand, entdeckte ich im Foyer den griechischen Autor T. N., der mir eine Lederjacke zu besorgen versprochen hatte. Mein Versuch, noch einmal in das Haus zu gelangen, wurde von Leuten des MfS verhindert. Man schlug mich grundlos zusammen, doch ich wehrte mich, so gut ich konnte. Ich höre noch die Stimme des damaligen Verlagsleiters Sachs, der mir zurief: »Czecho, du machst dich unglücklich!« Irgendwie entkam ich und lief die endlose Trothaer Straße heimwärts, als mich ein Trabi überholte. In ihm saß ein Sekretär Sindermanns, Dr. H., der mich mitnahm. Er versprach mir, sich für mich einzusetzen. Einige Tage später erhielt ich tatsächlich eine Einladung von der Bezirksleitung.

Doch nicht Sindermann empfing mich, wie ich gehofft hatte, sondern Edith Brand, eine gelernte Köchin, jetzt Mitarbeiterin der Bezirksleitung. Sie hatte mir nichts weiter zu sagen, als »Czecho, beim nächsten Mal wanderst du in den Knast.« (Die Brand wurde später übrigens berühmt dafür, daß sie Jagdanek-

doten aus dem Leben Felfes zum Besten gab, die sie irgendwo aufgeschnappt hatte. So die, daß Felfe einen Adler geschossen habe, der einen Karpfen in seinen Fängen hielt ... Man kannte diese Anekdote aus dem Leben Hindenburgs, so daß sich die Genossin Brand lächerlich machte, was sich die Genossen freilich nur hinter vorgehaltener Hand erzählten.)

Von der alten Geschichte Halles und seiner Umgebung, dem Saalkreis, wußte ich noch nichts. Es war ein Wintertag, als ich, damals noch Student, zum ersten Mal nach Halle gekommen war, um auf der Blumenstraße, einer Nebenstraße der Ludwig-Wucherer-Straße, meine Bewerbung abzugeben. Die Stadt war düster und von Rauch durchdrungen, der Schnee, der eben fiel, war – wie Sarah Kirsch gedichtet hat – tatsächlich schwarz. Damals ahnte ich noch nicht, daß diese Stadt mir einmal für lange Zeit so etwas wie eine Heimat werden könnte.

Die Kräfte, die hier zwischen Anziehung und Abstoßung herrschten, waren deutlich zu spüren. Halle verfügte über eine der am wenigsten zerstörten Altstädte Deutschlands. Doch der Verfall, dem sie ausgesetzt war, erwies sich als unübersehbar.

Mit meiner Frau und unseren zwei Kindern, zwei und drei Jahre alt, zog ich nach Trotha. Der Block, in dem wir in einer 2½-Raum-Wohnung (so hieß das offiziell, ein Beispiel unzähliger DDR-spezifischer Sprachregelungen) untergebracht wurden, war vorwiegend Mitarbeitern der Bezirksleitung der SED und Wirtschaftsfunktionären vorbehalten. Wir lebten zunächst sehr bescheiden von meinem Einkommen als Lektor und hatten nur wenige Möbel, was sich besserte, als meine Frau Anne, die Bibliothekarin des Literaturinstitutes gewesen war, als Bibliothekarin in der zweiten Medizinischen Klinik der Universität eine Anstellung fand. Mein Nachbar, Joachim Rähmer, ein Philosophie-Dozent, tat sich während der Lyrikwelle mit dem sympathischen Alltagsgedicht *Der Salznapf* hervor und war ebenfalls (was ich, wie in den meisten Fällen, erst nach 1989 erfuhr) Stasi-Informant; auch sein Sohn lieferte später unter dem Decknamen »IM Waldhorn« Informationen über unsere Familiensituation!

Als ich »freischaffend« wurde, konnte ich von meinem Schreibtisch aus, ob ich wollte oder nicht, den gegenüberliegenden Parkplatz einsehen. Dort hielten vormittags die Autos der Liebhaber einiger Ehefrauen, die ihren »Haushaltstag« nützten, um ihrem außerehelichen Liebesverlangen nachzukommen. Es konnte nicht ausbleiben, daß auch Männer auftauchten, die ich kannte. Die Verhältnisse waren durchsichtig und durchaus nicht unüblich. Die Freigabe der »Pille« durch Lotte Ulbrichts »Frauenkommission« tat ein übriges.

Eines Tages hielt dort ein Käfer mit Bremer Kennzeichen, der allerdings schon am nächsten Abend vom liebeskranken Franz zu Bruch gefahren werden sollte. Ihm entstieg mein Freund aus der Leipziger Zeit, eben der Isländer Franz Gisslasson, und mit ihm eine schöne dunkelhaarige Frau. Es war Helga Novak. Noch ahnte ich nicht, was mir bevorstand. Helga, die schon einmal in Leipzig studiert hatte, dort politisch »auffällig« geworden war und dann nach Island geheiratet hatte, war gekommen, um sich um einen Studienplatz am Literaturinstitut zu bewerben. Ich fuhr mit ihr nach Leipzig zu Georg Maurer, der, offensichtlich von ihr beeindruckt, dafür sorgte, daß sie »außerplanmäßig« immatrikuliert werden konnte. Zunächst jedoch kam Helga bei uns unter, kettenrauchend und unter dem Sofa, auf dem sie schlief, leergetrunkene Flaschen ansammelnd. Sie brachte nicht nur die Männerwelt unseres Blocks durcheinander, sondern auch Sarah Kirsch, zu der ich sie brachte. Nicht, daß sie ihr Rainer Kirsch abspenstig gemacht hätte – sondern beide Frauen verliebten sich ineinander. Das hinderte Helga nicht, die Ehe eines in der Nähe wohnenden Kollegen aus dem Geleise zu bringen. Kurz: Helga war ein Unruhefaktor, der schließlich auch noch das Literaturinstitut in politischer und erotischer Hinsicht aufmischte.

Ich muß in Beziehung auf Franz Gisslasson einfügen, daß ich während meiner Leipziger Zeit eine besondere Beziehung zu der im Lumumba-Heim untergebrachten Isländischen Kolonie unterhielt. Und das, seitdem am Literaturinstitut der isländische Dichter, Pfarrer und Kommunist Thorsteinn Valdimarsson auf-

getaucht war. Thorsteinn, aus dem fast baumlosen Inselland kommend, konnte stundenlang auf einer Wiese im Rosental liegen und voll Bewunderung die Wipfel der alten Eichen betrachten. Als ich eines Tages seinen Kienzle Duo-Wecker bewunderte, bekam ich diesen sofort geschenkt. Ich erfuhr erst später, es sei in Island üblich, beispielsweise ein Pferd, das man geschenkt haben will, zu loben. Das freilich tut ein taktvoller Isländer auf keinen Fall. Ich hatte ahnungslos ein Tabu gebrochen, was jedoch unsere Freundschaft nicht beeinträchtigte ...

Ein anderer liebenswerter, aber seltsamer Zeitgenosse war in diesen Jahren Eckard Krumbholz, den ich vom Institut her kannte, zeitweilig Redakteur der Zeitschriften *Junge Kunst* und *Für dich*. Er erschien zu den unmöglichsten Zeiten, natürlich unangemeldet. Es konnte passieren, daß er, eben von einer ländlichen Reportagefahrt nach Aschersleben zurückkehrend, schon früh gegen sechs klingelte und dann aufgeregt schimpfend in der Wohnung umherlief und schrie: »Ihr liegt hier noch in den Betten, und draußen verrecken die Schweine!« –

Krumbholz, der, nebenbei gesagt, aus Weimaraner Familien-erbe angeblich einen Handzettel Goethes mit der Aufschrift »Brauche neue Socken. Goethe« besaß, war Anekdotenschreiber, der mehrere Bücher über seine Zeitgenossen verfaßte. (In Karl Mickels Roman *Lachmund* ist er die titelgebende Figur!) In einem seiner Bücher hat er auch mir unter dem Titel *Wem die Stunde schlägt* ein »Denkmal« gesetzt. Darin glossiert er meinen Erwerb einer vermeintlich antiken Wanduhr (die 10 Mark kostete!) in einer Zeit, in der meine Familie angeblich hungerte ... Krumbholz war in seiner Skurrilität viel zu liebenswert, als daß man ihn deshalb der Verleumdung bezichtigen konnte. – Er war über lange Jahre ein treuer Satellit, der mit mir, als ich es zu einem kleinen Wohlstand gebracht hatte, in Halle die Antiquitätenläden und Trödler heimsuchte, freilich das Beste für sich abschöpfend.

Zu dieser Zeit erschien auch der begabte Uwe Grüning, ein promovierter Diplomingenieur, im Lektorat. Er brachte mir mit Grüßen von Peter Huchel – den ich kurz vorher wegen meiner

Anthologie *Zwischen Wäldern und Flüssen* besucht hatte, um seine Zustimmung zum Abdruck einiger seiner Gedichte zu erlangen – ein umfangreiches Manuskript. Grüning war nicht nur ein passionierter Motorradfahrer, der mit seiner MZ 125 ständig unterwegs war, um einen umfangreichen Freundeskreis zu besuchen, sondern auch ein Lyriker mit einem nicht zu bezähmenden Schreibdrang. Mindestens 300 Gedichte enthielt der Leitz-Ordner, den er mir gebracht hatte. Während ich las, konnte es geschehen, daß ich den Ordner stöhnend in eine Ecke warf.

Neben zweifellos Begabtem gab es Texte, die das Unsäglichkeitsstreifen. Im persönlichen Umgang offenbarte Grüning ein geradezu übersteigertes Selbstbewußtsein. Er hielt sich zweifellos für einen der größten Lyriker der DDR, von der er allerdings nichts wissen wollte. Das hinderte ihn freilich nicht, später mit meiner Bürgschaft Mitglied des Schriftstellerverbandes zu werden. Kam er zu mir nach Trotha, kapitulierte ich vor seinem Drang, mir oft stundenlang seine neuesten Hervorbringungen vorzulesen. Dann positionierte ich mich mit einem gehörigen Zigarettenvorrat auf dem Sofa und ergab mich meinem Schicksal. Doch es gelang mir, aus den immer umfangreicher werdenden Manuskripten eine Anzahl wichtiger Gedichte für eine Anthologie mit dem Titel *Erlebtes hier* (deren Herausgeberschaft mir allerdings aus kulturpolitischen Gründen entzogen wurde) herauszufiltern. Später schrieb ich das Nachwort zu seinem ersten Gedichtband *Fahrtmorgen im Dezember*, der 1977 im Union Verlag erschien und dem noch viele Publikationen folgten. Grüning brachte mir ein Widmungsexemplar, in dem er vermerkte, dieses Nachwort sei vielleicht das beste, was er je bekommen werde ... Wie dem auch sei – nach der »Wende« trennten sich unsere Wege. Grüning ging in die Politik, wurde Landtagsabgeordneter und Medienberater der CDU, der er noch in DDR-Zeiten beigetreten war.

Von den Ereignissen um die Anthologie *In diesem besseren Land* wird noch zu berichten sein. Meine »Demissionierung« als Lektor stellte mich also vor die Frage, wie ein Leben als »freier Schriftsteller« möglich sei. Die Nachdichtung von Mie-

želaitis' Versdichtung *Der Mensch* für den Verlag Volk und Welt bedeutete für mich eine Übergangszeit, in der u. a. auch die Gedichte von *Schafe und Sterne* entstanden.

In diese Zeit gehört meine fast zweijährige Tätigkeit als Entwicklungsdramaturg an den Bühnen der Stadt Magdeburg. Zu dieser Stadt habe ich, nebenbei gesagt, niemals auch nur den geringsten Kontakt aufbauen können. Vom Krieg schwer gezeichnet, und außer dem berühmten Dom mit nichts als einer sozialistischen Prachtstraße gesegnet, war diese Stadt für mich ein Ausdruck von Ödnis und Langeweile. Mit Kurt Götz hätte ich sagen können: »Das Beste, das Magdeburg hat, ist sein Bahnhof. Von ihm kann man jederzeit abfahren.« Ich bekam, nachdem ich eine Zeitlang im Dachgeschoß des Interhotels Stadt Magdeburg einigermaßen komfortabel untergebracht war, ein Zimmer bei einer alten Schauspielerin zugewiesen, eine Art Totenkammer, in der sogar der Versuch, eine Kollegin zu verführen, scheitern mußte.

Vom Theater an und für sich verstand ich so gut wie gar nichts. Hinzu kam, daß mir jede Art von Theaterblut fehlte und mich die üblichen Kantinengespräche anödeten. Um so mehr entsprach der Chefdramaturg Heiner Maaß allen Vorstellungen von einem Theatermann: gut sitzende, sonore Stimme und vor allem eine nicht zu ermüdende Neigung zu unendlichen Diskursen, in die er mich zu verwickeln suchte.

Neben der Arbeit mit Autoren wie Volker Braun, Erich Köhler und Rainer Kirsch beteiligte ich mich am Rande an einigen Inszenierungen. Auch gelangte ein Märchenstück von mir als Weihnachtsmärchen zur Aufführung, an dessen Inszenierung ich in keiner Weise beteiligt war, das mir aber zum bissigen Neid einiger Kolleginnen und Kollegen etwas Geld einbrachte, so daß ich mir mein erstes Auto, einen DKW IFA F 8, kaufte. (Dieses Vehikel kostete mich durch laufende Reparaturen nicht nur viel Geld, sondern auch Nerven. Mit ihm begann mein unseliges Verhältnis zu Autos überhaupt, das bis heute anhält ...)

Der Intendant Mewes war ein umgänglicher Mann, jedoch alles andere als ein Künstler. Er unterhielt gute Beziehungen zur

Bezirksleitung der SED und ging am Abend mit dem 1. Sekretär am Elbufer spazieren. So ließ er sich die Inszenierungen absegnen, aber sein Engagement für Heiner Müller brach ihm zuletzt doch das Genick. Denn die Inszenierung von *Mausier*, einem Stück, das ich nie mochte, fand nicht die Gnade der Bezirksleitung: einer der für die Kulturpolitik typischen Eingriffe, der schließlich mit dem Verbot der Inszenierung endete.

Mewes, Maaß und ich – wir beschlossen, die Flinte ins Korn zu werfen und zu kündigen. Unsere Kündigung war ein unmißverständlicher Affront gegen die herrschende Kulturpolitik, wurde jedoch zunächst ohne sichtbare Folgen hingenommen. Mewes kletterte sogar karrieremäßig nach oben, indem er zum Regisseur von Parteiveranstaltungen nach Berlin berufen wurde. Er inszenierte die die Parteitage umrahmenden Bühnenschauen, auf denen sogar der international berühmte Tenor Peter Schreier und der Dresdner Kreuzchor auftraten, Beispiele der Anpassungsfähigkeit von DDR-Künstlern, die sich fortsetzen ließen ...

Ich ging also als »freier Autor« nach Halle zurück, aber die kommenden Jahre waren durchaus nicht die glücklichsten meines Lebens. Ich ahnte auch nicht, daß ich nach der Wende noch einmal nach Magdeburg zurückkehren würde. Ich sollte an einigen Lesungen teilnehmen, die der Magdeburger Schriftstellerverband, jetzt VS, veranstaltete. Spät in der Nacht kam ich von Schöppingen und konnte das »Hotel«, in dem ich untergebracht war, nicht finden. Es befand sich, wie sich herausstellte, weit außerhalb der Stadt an einem See und machte den Eindruck einer Festungsanlage des MfS. Als ich an der Rezeption nach dem für mich reservierten Zimmer fragte, wurde mir bedeutet, daß ich dieses mit einem Herrn Erik Neutsch aus Halle zu teilen hätte ... Ich kann heute kaum noch beschreiben, wie schnell ich meinen Koffer an mich riß und eiligst das Haus verließ. Dieser Erik Neutsch, Verfasser des vielbändigen Machwerks *Der Friede im Osten*, war der gefürchtetste Scharfmacher der Parteigruppe der SED im Schriftstellerverband Halle gewesen und als Reserveoffizier der NVA in Uniform 1968 bereit, dem

Prager Frühling den Todesstoß zu versetzen. Schon in tiefster DDR-Zeit hatte ich ihm ein unzweideutiges Gedicht mit dem Titel *Einer von uns* gewidmet, dessen dritte Strophe lautete:

Er wurde gewählt in die höchsten
Ämter, sein Haus
Wurde vergrößert,
Der Ortstiger selbst
Trank mit ihm und sie einigten sich,
Einander am Ruder zu halten.

Während ich auf der Autobahn zurück nach Schöppingen fuhr, fiel mir ein, daß Neutsch bei einer Begegnung nach meinem Parteiaustritt mir in Gegenwart seiner Frau versicherte, wie sehr er sich meinetwegen schäme. –

Durch meine Kinderstücke, die auch als Weihnachtsmärchen in verschiedenen Kinder- und Stadttheatern aufgeführt wurden, zu bescheidenem Wohlstand gelangt, verließen wir die 2½-Raum-Wohnung in Trotha und zogen in eine ehemalige »Bürgerwohnung« auf der Wilhelm-Külz-Straße am Rande der Halleschen Innenstadt, ganz in der Nähe des Hanserings, der Universität, des Theaters und einiger Kinos.

Im Hinterhof von Grüns Weinstuben auf der Rathausstraße, unweit vom berühmigten »Fahnenmonument« (das in HP-Bauweise aus Betonschalen errichtet war), wohnte Rainer Kirsch nach der Scheidung von Sarah mit seiner neuen Frau Lilja, einer Russin aus Chabarowsk.

Wenn man von den kulturpolitischen Einschränkungen abieht, vor allem von dem indoktrinierten Schriftstellerverband, in dem Parteischriftsteller wie Werner Reinowski und der erwähnte Erik Neutsch das Sagen hatten, ließ es sich in der »Diva in Grau« leben, zumal die Chemiewerkerstadt mit »Artikeln des täglichen Bedarfs« zeitweilig etwas besser versorgt wurde als andere Städte des Landes.

Mein »intimes« Verhältnis zur Nomenklatura beschränkte sich auf die Bekanntschaft mit Horst Sindermann, damals erster

Sekretär der Bezirksleitung Halle. Sindermann, Dresdner wie ich und Absolvent des Kreuz-Gymnasiums, lud ab und zu Künstler seines Bezirkes zum geselligen Beisammensein – so nannte sich das offiziell – in sein Jagdhaus im Harz oder in die »Eselsmühle« am Rand von Halle-Neustadt ein. Sindermann war, soweit ich das beurteilen kann, der umgänglichste von allen SED-Funktionären und eine Ausnahmeerscheinung. Seine etwas weiche Dresdner Gemütsart neigte nicht zu den sonst in seinen Kreisen üblichen Drohgebärden. Doch auch er tendierte, was seine Bezirkshauptstadt Halle anging, zum Größenwahn. So hieß es, er wolle auf dem Gelände des historischen Stadtgottesackers ein Opernhaus errichten. Auch eine Tiefgarage unter dem Hallmarkt gehörte zu seinen Träumen. Beide Projekte wurden Gott sei dank nie verwirklicht, ja nicht einmal in Angriff genommen, obwohl die Stellplätze der Tiefgarage schon verteilt wurden. (Auch die Kirschs hatten schon reserviert, obwohl sie kein Auto besaßen ...) Es waren die »fetten« Jahre der DDR, und das NÖSPL (neues ökonomisches System der Planung und Leitung) versprach Wohlstand. Einmal allerdings, während einer dieser geselligen Zusammenkünfte in Harzgerode, wich der unablässig HB rauchende und offenbar stark alkoholisierte Sindermann von seiner kommoden Rolle ab. Ihm war offenbar eine schwächlich zum Pazifismus neigende Diskussion zu Kopf gestiegen. Diesmal verließen ihn die guten Manieren, und er ließ die Katze aus dem Sack. Er beschimpfte und bedrohte die »Pazifisten«, unter ihnen Willi Sitte und die Kirschs, die sich bei aller Zurückhaltung zu weit vorgewagt hatten. Hier im Walde, so hörte ich ihn donnern, stünden schon die Raketen – und die Damen und Herren der Runde sollten sich auf einen dritten Weltkrieg vorbereiten, wenn es die Herren in Bonn wagen sollten, die DDR anzugreifen. So unverblümt hatte man es noch nie gehört. Die Diskussion verstummte unverzüglich. Die sensiblen Künstler liefen in den Wald und umarmten dort tief getroffen die Bäume. Am nächsten Morgen war alles vergessen, und auf dem obligatorischen Waldspaziergang wurden Witze gemacht. Ich wies auf eine

Tanne, deren Wipfel schon abgestorben war, während der untere Teil noch in üppigem Grün stand. Wie die DDR des NÖSPL, muß ich gesagt haben: unten schon alles grün, oben alles noch kahl. Ob das ein guter Witz war, muß ich bezweifeln. Sindermann jedoch lachte.

Während einer Aufführung des unsäglichen Stücks *Haut oder Hemd* von Erik Neutsch, in der ich neben Tragelehn saß, machte ich mich durch abfällige Äußerungen bemerkbar. Sindermann, der in einer Reihe vor mir saß, drehte sich um und äußerte vernehmbar: »Czecho, randaliere nicht schon wieder!« Es herrschte also ein glimpfliches Verhältnis zur Macht, das sich jäh änderte, als Sindermann, der Volkskammerpräsident wurde, von Werner Felfe abgelöst wurde. Felfe war dumm und ungenlenk, ein typischer Apparatschik. Auch er besuchte eine Versammlung des Schriftstellerverbandes, machte dabei aber eine denkbar unglückliche Figur. So trat er zu einer Gruppe jüngerer Schriftsteller mit der Bemerkung: »Ihr seid ja alle noch so junge, da könnt ihr ja eine FDJ-Gruppe aufmachen.« Dennoch kam es einmal – ich weiß nicht mehr zu welchem Anlaß – zu einer der üblichen Ergebenheitsadressen. Der amtierende Verbandsvorsitzende Hans-Jürgen Steinmann verlas ein Schreiben an Felfe, in dem es in etwa hieß, daß wir nie die Feder in die Hand nähmen, ohne an die Partei und an Werner Felfe zu denken. Als der Text durch Abstimmung verabschiedet werden sollte, erhob ich mich und protestierte, wie schon erwähnt: »Wir leben doch nicht mehr in Zeiten der Ming-Dynastie!« Einige jüngere Autoren folgten mir, so daß, und das war neu, die Adresse nicht einstimmig verabschiedet werden konnte. Damit war mein Bruch mit der Partei vollzogen, auch wenn es noch dauern sollte, bis ich tatsächlich austrat.

In jenen Jahren besuchte ich einmal eine Autorentagung in Quedlinburg. Einige junge Leute, die kritische Gedichte lasen, erregten das Mißfallen einiger Parteigenossen. Der Zufall wollte es, daß ich mich in eine Toilettenkabine eingeschlossen hatte, als Werner Reinowski und Heinz Sachs das Pissoir betraten und ich unfreiwilliger Ohrenzeuge eines Dialoges wurde, der mich

erschütterte. Beide Herren beklagten vor dem Urinal stehend die Renitenz der jungen Leute, worauf Sachs fragte, was man denn mit ihnen tun solle, und Reinowski lapidar antwortete: »Vergasen!«

Meine Bestürzung war groß. Was sollte ich als unfreiwilliger Zeuge tun? Im Saal vor allen Versammelten darüber berichten? Hätte man es mir geglaubt? – Ich behielt die Sache für mich und verzichtete darauf, was ich bis heute bereue. Der Konflikt, in den ich durch mein Schweigen geriet, hat mich jahrelang und eigentlich bis heute beschäftigt. Im übrigen war mir ein derartiger Jargon unter Parteimitgliedern nicht neu. Während einer Tagung in Petzow hörte ich, wie der Sekretär des Staatsrates Otto Gotsche, der sich auch als Schriftsteller gerierte, in Hinsicht auf einen jungen Lyriker und Brecht-Schüler sich über dessen Kleidung mokierte, jedoch nicht vergaß hinzuzufügen, daß man ihn ja deswegen nicht »vergasen« könne. –

Mit dem Fahrrad, dem Moped, später auch mit dem Motorrad durchstriefte ich die nähere Umgebung, vor allem aber den Saalkreis in Richtung Wettin – eine Landschaft, die von Erich Arendt einmal, als wir mit Sarah Kirsch einen Ausflug dorthin unternahmen, als »Provence der DDR« bezeichnet wurde.

Die uralten Siedlungen und romanischen Dorfkirchen stammen teilweise aus der Zeit, als die Saale noch die Grenze des karolingischen und ottonischen Reiches war und die Ostkolonisation die slawische Bevölkerung zurückdrängte. Eine dieser Kirchen, die Tempelherrenkirche zu Mücheln, diente als Speicher der LPG und war mit Heu, Stroh und landwirtschaftlichen Geräten vollgestopft. Die Deckenmalereien aber hatten sich erhalten: Ornamente, aus Disteln und anderen anspruchslosen Feldkräutern zusammengesetzt, Kunstwerke und historische Zeugnisse hohen Ranges. Auch die Basilika auf dem Petersberg gehörte zu jenen Entdeckungen, die mir den Saalkreis und seinen ottonischen Ursprung nahebrachten.

Über die Gegend um Wettin las ich u. a. in Sigmund Schulze-Galleras *Wanderungen durch den Saalkreis*. Die Kultur dieser Landschaft war eine der Gutsbesitzer, wie sie Fontane in sei-

nen Wanderungen durch Brandenburg beschrieben hat. Diese hatten nach 1945 ihre Güter und Schlösser verlassen müssen, die sich nun oft in einem erbärmlichen Zustand befanden. Die Dörfer waren nicht die freier Bauern, wie ich sie aus Sachsen kannte, sondern die landloser Kossäten. Die Bodenreform hatte diese zu Neubauern gemacht und eine Reliktkultur hinterlassen, deren feudale Wurzeln noch immer sichtbar waren.

Eine pikante Geschichte, die nicht bei Schulze-Gallera zu finden war, ist die des preußischen Prinzen Louis-Ferdinand, der als junger Mann wegen seines frivolen Lebenswandels auf die Burg Wettin verbannt worden war und 1806 in der Schlacht bei Jena und Auerstedt fiel. Man erzählte sich, er habe Nacht für Nacht in den Betten seiner Geliebten verbracht, oft einen Ritt bis in die Nähe Berlins nicht scheuend. Auch ging die Sage, daß in den aufgelassenen Kohlengruben um Wettin noch unterirdische Feuer schwelten, welche die Temperatur stellenweise auch im Winter hoch hielten und das Gedeihen bestimmter Pflanzen förderten.

Die Ergebnisse meiner Exkursionen schlugen sich in Gedichten und in feuilletonistischen Prosastücken nieder. Zuerst in *Schafe und Sterne*, später in *Ich, beispielsweise, Kein näheres Zeichen* und *Herr Neidhardt geht durch die Stadt*.

Doch die Entdeckung des Saalkreises verdanke ich nicht nur mir selbst, sondern vor allen einer Malerin aus dem Kreis um die Burg Giebichenstein, jener Kunsthochschule, die ich als das »andere Gesicht« Halles bezeichnen möchte. Die Burg, auf einem Felsen über der Saale, galt als ein Hort schöner junger Frauen, die in der Stadt durch Kleidung, Haartracht und andere Besonderheiten auffielen. Es war, kurz gesagt, ein anderer Lebensstil, der sich hier manifestierte und der den Spießern ein Dorn im Auge war. Maler, Designer, Töpferinnen hatten sich in den Straßen rund um die Burg angesiedelt. Die Kneipe *Zum Mohren* war nicht nur ein Künstler-Treffpunkt, im Saal des Etablissements fanden auch die alljährlichen »Burgfeste« statt. Durch vielfältige Beziehungen und Freundschaften fühlte ich mich mit der Burg verbunden, wo einige Jahre später, noch vor der »Wende«, meine beiden Söhne Grafik und Design studierten.

Die Räume, die ich in Halle bewohnt habe, sehe ich noch immer deutlich vor mir: mein Arbeitszimmer in Trotha mit dem Blick auf den Parkplatz. Das Zimmer in der Külz-Straße mit dem Meißner Kachelofen, den man abreißen wollte und den uns ein alter Ofensetzer Stück für Stück wieder aufbaute. Der tägliche Gang in den Keller um Briketts fiel mir nach der ferngeheizten Wohnung in Trotha schwer, doch ich gewöhnte mich daran.

Frieden für die Seele? Hat es den je gegeben? – R., die Malerin jedenfalls, die ich nach einem Abend bei einem befreundeten Arzt-Ehepaar kennengelernt und in einer kalten Winternacht von dort nach Hause begleitet hatte, schien es darauf abgesehen zu haben, in jener Nacht, an eine Mauer gelehnt, geküßt zu werden. Daß alles übrige seinen Lauf nahm – dafür sorgte der Sommer des kommenden Jahres. Unsere gemeinsamen Fahrten in die Dörfer des Saalkreises, wo R. zeichnete und aquarellierte, während ich zusah, endeten stets im hohen Gras oder auf schattigen Plätzen, wo wir uns liebten.

War es der Sommer meines Lebens, der uns zusammenbrachte? Wir ließen nichts aus, sahen uns zu den unmöglichsten Zeiten und an den unmöglichsten Orten. Gleichzeitig versuchten wir, unser Verhältnis vor unseren Ehepartnern zu verbergen. Wie es schien, bemerkten sie nichts. R.s Mann war Arzt und in der Klinik über Gebühr beschäftigt, außerdem, so vermutete ich, war er der Liebhaber einer jungen Kinderärztin. Meine Frau tolerierte meine Beziehung, weil, wie ich glaubte, sie nicht ahnte, wie weit diese fortgeschritten war.

Untreue schien bei den unterschiedlichsten Ehepaaren an der Tagesordnung zu sein. Aber das war nichts weiter als einer jener Rechtfertigungsversuche, wie sie innerhalb unserer DDR-Moral üblich waren. Der Tatsache, daß meine Frau dem – wie man es nannte – Küchenalkoholismus erlegen war, beunruhigte mich zunächst nicht besonders. Die Spuren der Rotweingläser zu verfolgen, fiel mir nicht ein. Das sollte sich bitter rächen.